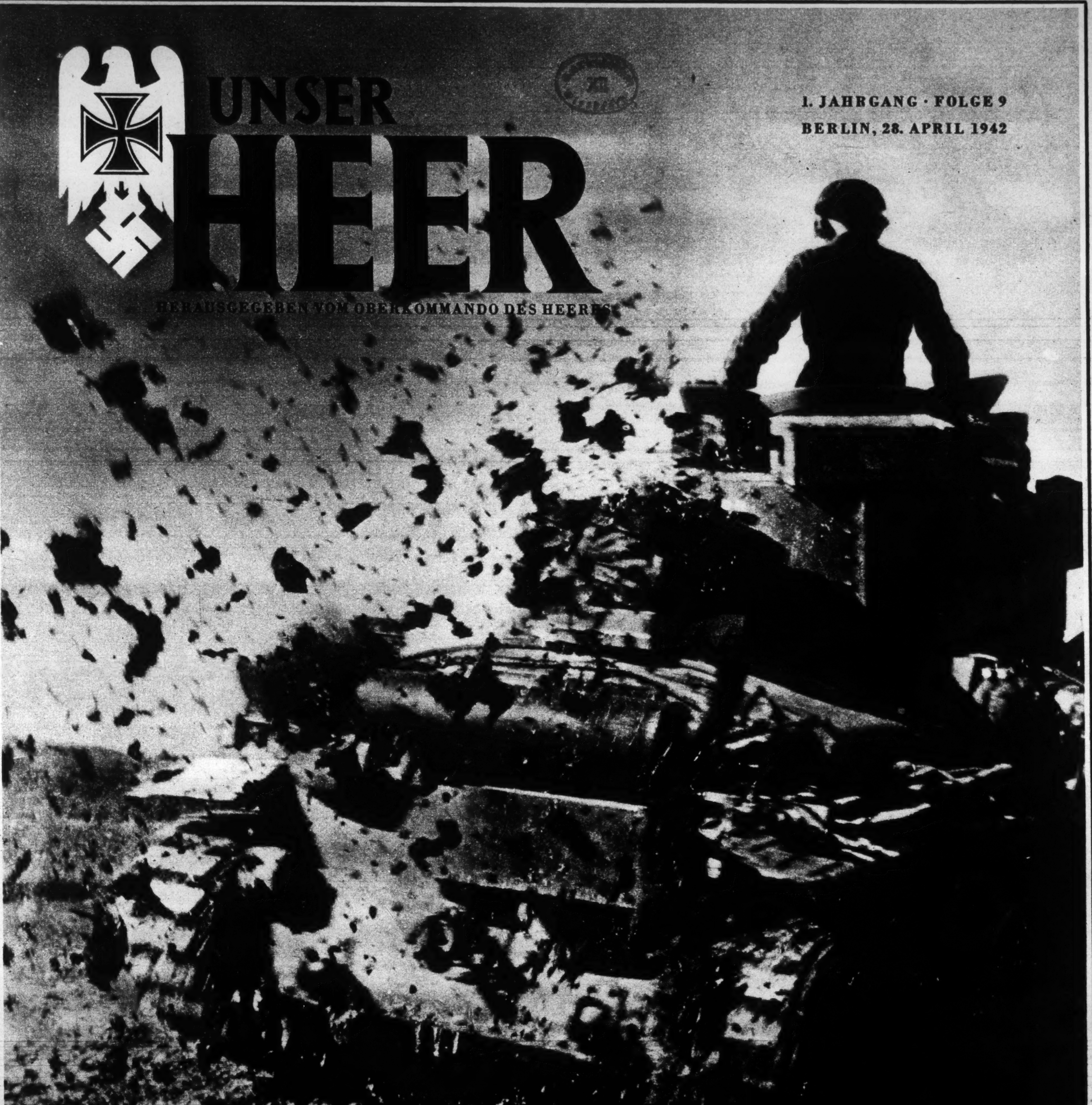
UNSER HEER

HERAUSGEGEBEN VOM OBERKOMMANDO DES HEERES

1. JAHRGANG · FOLGE 9
BERLIN, 28. APRIL 1942



Kampf ist überall, ohne Kampf kein Leben, und wollen wir weiterleben, so müssen wir auch auf weitere Kämpfe gefaßt sein

BISMARCK

STALIN drängt zur Eile

ANGELSÄCHSISCHE SCHWIERIGKEITEN FÜR 1942

Von Hauptmann WERNER STEPHAN

Noch am 30. September 1941 hatte Winston Churchill im britischen Unterhaus erklärt, seine Regierung rechne bestimmt damit, den Krieg 1942 zu einem erfolgreichen Ende zu bringen. Das war zu der Zeit, als der große englische Angriff in Afrika vorbereitet wurde und die amerikanische Aktion Japan vom Dreimächtepakt lösen sollte. Und es war unmittelbar vor dem Beginn der großen deutschen Offensive, die im ersten Drittel des Oktober im Raum von Wjasma und Brjansk gewaltige Kräfte der mittleren sowjetischen Heeresgruppe zerschlug. Man glaubte damals bei unseren Gegnern fest daran, daß trotz aller schweren bolschewistischen Niederlagen der bevorstehende Winter eine Wende des Kriegsglücks bringen müsse. Man rechnete sich aus, daß die Sowjets — mochten sie auch viele Millionen ihrer besten Soldaten, Zehntausende von Geschützen, Flugzeugen und Panzerwagen verloren haben — immer noch Massenheere in den Kampf schicken könnten, die im Innern ihres Landes von nahe gelegenen Nachschubbasen aus vorstoßen würden. Und man setzte alle Hoffnung auf die Tatsache, daß Stalins Armeen an die Härte des Klimas gewöhnt und in Kriegführung und Taktik auf große Kälte eingespielt waren, während der Gegner aus Mitteleuropa der östlichen Frostperiode ohne die nötigen Abwehrkräfte gegenüberstehen würde.

Diese Hoffnungen unserer Feinde sind in langen, schweren und düsteren Wintermonaten zusammengebrochen. Immer wieder wurde der große Sieg von Moskau aus in die Welt posaunt. Noch Ende Februar, als so viele Anstürme schon gescheitert waren, prophezeite man den Fall von Smolensk als unmittelbar bevorstehend. Selbst im März tröstete man die Verbündeten in Washington und London, die Erfolge sehen und nicht immer nur allgemein von der „Wiedereinnahme einiger Dörfer" hören wollten, damit, daß die Eroberung von Charkow nur mehr eine Frage kurzer Zeit sei. Jetzt, bei Beginn des Frühjahrs, muß der Moskauer „Times"-Korrespondent betrübt eingestehen, die Sowjets hätten „teuer dafür zahlen müssen, daß sie den Winter nicht mit Warten verbringen wollten". Die Warnung, daß Moskau nicht mehr bis 1943 aushalten kann, hat der Sowjetbotschafter in London, der Jude Maisky, neuerdings sehr deutlich ausgesprochen. Er hat erklärt, daß man nicht immer auf äußere Verhältnisse für den Kampf warten könne, wie man sie sich wünsche; man müsse unter den nun einmal gegebenen Bedingungen kämpfen. Und er hat hinzugefügt: „Die alliierten Nationen müssen sofort die Offensive ergreifen, wenn sie wirklich zu siegen wünschen." Dieser Notschrei ist Churchill und Roosevelt denkbar unbequem. Denn seit Wochen bemühen die beiden sich, ihrer Öffentlichkeit verständlich zu machen, daß man, entgegen den Prophezeiungen vom vorigen Herbst, zunächst gar nichts tun könne. Die amtlichen Agitatoren beschwören die Öffentlichkeit auf der britischen Insel, doch einzusehen, daß die Schiffsraumfrage entscheidend sei, und daß man keine Armeen transportieren könne, wenn man nicht die entsprechende Tonnage dafür habe. „Wir haben eine beachtliche Armee", sagte der Abgeordnete Vernon Bartlett am 24. März, „die sich aber in England aufhält, weil wir nicht die Schiffe haben, sie über das Meer zu befördern." Und der Präsident der britischen Schiffahrtskammer, Runciman, hat erklärt, daß 20 Millionen Bruttoregistertonnen nötig seien, bevor man an wirksame Operationen außerhalb der britischen Insel denken könne. Die sind nicht annähernd vorhanden; ja, der verfügbare Schiffsraum hat sich seit Japans Eintritt in den Krieg bei unseren Feinden monatlich um rund 800 000 Bruttoregistertonnen vermindert, so daß die Aussichten für eine erfolgreiche angelsächsische Offensive, ganz gleich ob gegen Deutschland oder gegen Japan, dauernd geringer werden.

Indessen: Stalin will und kann nicht warten, und wenn England keine wirksamen Vorstöße machen kann, so muß es eben Unternehmungen starten, die ihm erlauben, wenigstens das Gesicht zu wahren. Aus diesem Grunde operierten in den ersten Monaten dieses Jahres Streitkräfte des Feindes einige Male in den Küstengewässern des europäischen Kontinents von Norwegen bis zur Loiremündung. Mit negativem Erfolg, ja teils mit geradezu katastrophalem Ergebnis wie bei St. Nazaire. Schwere Demütigungen für die Briten, deren militärisches Prestige, soweit es nicht schon durch die glorreichen Rückzüge von 1940 und 1941 erledigt war, seit Beginn des neuen Jahres — in Afrika durch Rommels Siege und in Asien von Burma bis Batavia durch die Japaner — stark genug mitgenommen worden ist.

Wie mag es wohl nach allen diesen Schlägen in den Köpfen der Durchschnitts-Engländer aussehen? Der Absturz von der Höhe, auf der Churchill vor einem halben Jahr die siegreiche Beendigung des Krieges für 1942 voraussagte, ist jäh und grausam gewesen. Die Normalauffassung des Briten, daß man — wie stets in der Geschichte — auch jetzt wieder nach soundso viel verlorenen Schlachten dann doch Sieger sein werde, ist ins Wanken geraten. An sich selbst glaubt man seit Singapur und Bengasi nicht mehr. Das sichere Vertrauen auf den großen amerikanischen Bruder, der den ersten Weltkrieg entschieden hatte, ist stark entwertet, seit die amerikanische Flotte in Pearl Harbour zusammengeschlagen wurde und deutsche U-Boote an der amerikanischen Küste Serienerfolge erzielen. Mit letzter Kraft konzentriert man in London dafür seine Hoffnungen jetzt auf den Osten. „Wenn die Sowjetunion fällt, so geht jede Siegeshoffnung unter", schreibt die „Daily Mail". Daher die überstürzte Kabinettsumbildung zugunsten des Stalin-Agenten Cripps. Daher das Bestreben, auf Moskauer Geheiß, aller Vernunft zuwider, mit unzureichenden Kräften gegen den Kontinent zu operieren. Daher der verbrecherische Luftangriff auf die Hauptstadt des ehemaligen französischen Verbündeten und auf die Kulturstätten der Lübecker Altstadt. Daher die Abtretung der iranischen Einflußzone an den bolschewistischen Bundesgenossen.

„Die Sowjetfront gibt den Ausschlag!" Der deutsche Soldat wird sich diese Londoner Parole fest einprägen. Er weiß, daß die Kriegsentscheidung im Osten nach dem Eingeständnis der britischen Presse zugleich auch den Feinden im Westen die letzte Hoffnung nehmen wird. Mit der steigenden Sonne wird seine große Stunde wieder kommen, und er wird sie zu nutzen wissen. (Abgeschlossen am 6. April.)

Wachsam und siegreich an allen Fronten!

Am 28. März unternahmen britische Streitkräfte bei St. Nazaire an der französischen Atlantikküste einen Landungsversuch. Bei dem massierten Einsatz gelang es einigen feindlichen Booten, Truppen an Land zu bringen. Sie wurden durch sofort einsetzende Gegenangriffe, an dem sich Verbände aller drei Wehrmachtteile beteiligten, zersprengt und flüchteten, vom Rückweg abgeschnitten, in die umliegenden Häuser. Unsere Zeichnung zeigt eine Phase der Säuberungsaktion, die von den deutschen Soldaten unternommen wurde und die die Vernichtung und Gefangennahme der versprengten Briten zur Folge hatte. Die „Entlastungsoffensive", die Churchill auf Druck von Moskau hin unternehmen ließ, scheiterte an der Wachsamkeit deutscher Soldaten, die, wo es auch immer sei, jeden Überraschungsversuch des Gegners zuschanden werden läßt.

Zeichnung: Gefr. Bernd Markowsky

Generaloberst Rommel — Vorbild jedes Afrika-Kämpfers! Er ist bei ihnen in jeder Phase des Kampfes, immer in den vordersten Stellungen, in Staub und Dreck. Er lebt nicht besser als jeder seiner Soldaten. Er verkörpert die schöpferische Kraft deutscher militärischer Führungskunst, die sich in keiner Lage geschlagen gibt

FRONT OHNE BEISPIEL

DAS RINGEN UM NORDAFRIKA

Von Feldwebel Dr. ERNST BAYER

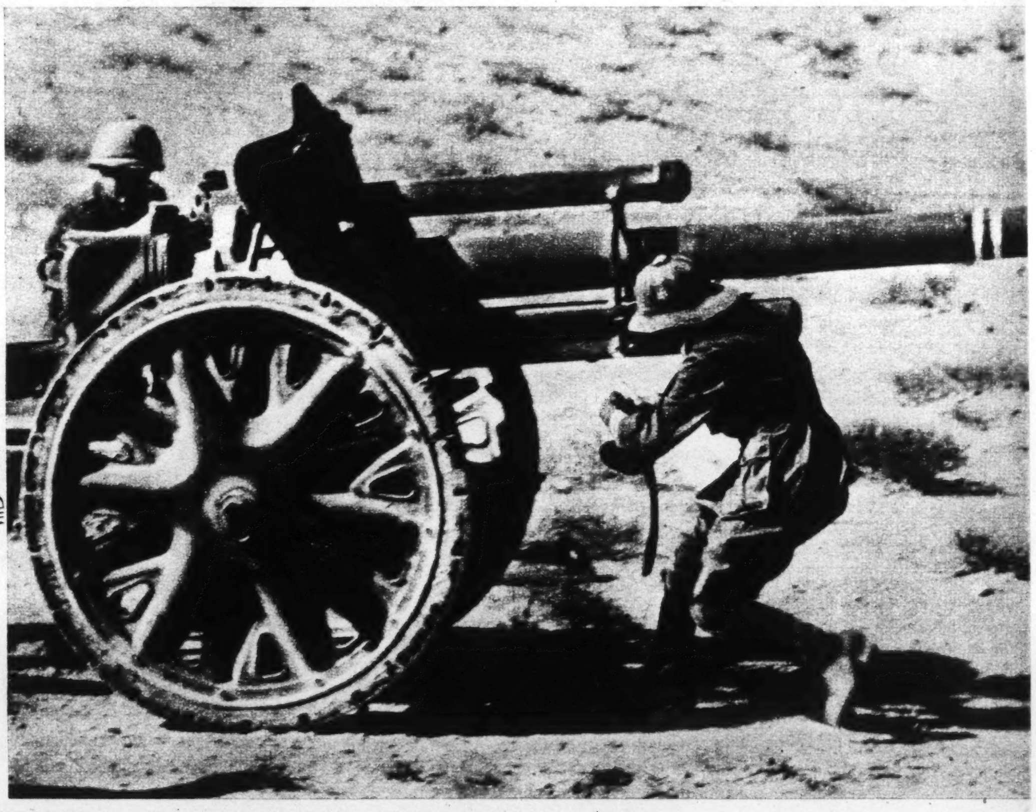
Die Gefahr eines englischen Vorstoßes von Ägypten aus durch die Cyrenaika und Tripolitanien bis in die Metropole Nordafrikas, bis nach Tripolis, und noch weiter bis nach Tunis hinein, ist zum zweiten Male gebannt und die britische Stoßkraft stark geschwächt worden. Im Frühjahr 1941 scheiterte dieser strategische Plan Englands schon allein an dem Erscheinen deutscher Truppen im nordafrikanischen Kampfraum. England zog es damals vor, den Versuch eines Weiterstoßes von El Agheila aus überhaupt erst gar nicht zu machen. Es gelang den Briten nicht einmal, die im Raum von El Agheila erreichten Stellungen zu halten. Das Gesetz des Handelns wurde sofort von Generaloberst Rommel übernommen. Unter den wuchtigen Schlägen, die die deutsch-italienischen Streitkräfte gegen die Briten führten, wurden sie in einem unvergleichlich kühnen und schnellen Vorstoß bis hinter die libysch-ägyptische Grenze bei Fort Capuzzo und Sollum zurückgeworfen.

In nur 18 Tagen durchkämpften die deutsch-italienischen Verbände rund 1200 Kilometer!

Zum zweiten Male wurde der große britische Plan der Schaffung einer neuen Front durch die Eroberung ganz Nordafrikas in der großen Abwehrschlacht vom 18. November 1941 bis Mitte Januar 1942 zunichte gemacht. Das war die größte Offensive, die jemals in einem Wüstenraum geführt wurde. Und sie sollte nach den englischen Plänen die größte Vernichtungsschlacht der Wüste werden, mit dem größten Raumgewinn, der jemals im Zuge einer Offensive erreicht worden wäre. Die britischen Pläne waren groß, die Vorbereitungen lang und überlegt, der Masseneinsatz von Material und Menschen gewaltig. Aber größer und stärker als alles dies waren die Feldherrnkunst des Deutschen Rommel und der Kampfgeist seiner Soldaten und ihrer italienischen Kameraden. Schon nach drei Wochen sprach der britische Vater dieses Offensivplanes, Churchill, über die Kämpfe in Libyen den Satz, in dem er ungewollt den deutschen und italienischen Streitkräften höchste Anerkennung zollt: „Die Willenskraft des Feindes überschattet den erwarteten Verlauf der Entwicklung.“ Zum zweiten Male wurde der Fußpunkt der großen Syrte im Raum von El Agheila und Agedabia zum Grab britischer Träume. Zum zweiten Male wurde dieser Raum zum Ausgangspunkt des deutsch-italienischen Gegenstoßes, der nunmehr, mit dem 21. Januar 1942 beginnend, in etwa zwei Wochen die Briten wieder über Benghasi und Derna hinaus rund 500 Kilometer nach Osten zurückwarf und durch den die Cyrenaika wieder in deutsch-italienischen Besitz kam.

Seit der ersten Begegnung deutscher Streitkräfte mit den Briten in Nordafrika am 24. Februar 1941 ist nunmehr etwas über ein Jahr vergangen. Um jene Zeit war es, da Churchill im Unterhaus verkündete, daß von nun an kein deutscher Soldat mehr afrikanischen Boden betreten würde. Kurz vor Tripolis schwamm damals gerade ein großer deutscher Geleitzug, als diese Weissagung Churchills im deutschen Rundfunk bekanntgegeben wurde. Es gab ein homerisches Gelächter. Wir erinnerten uns dieser „kraftvollen“ Worte, als wir beim Vorstoß durch die Cyrenaika direkt am Wegesrand einen von deutschen Panzergranaten zusammengeschossenen englischen Tank stehen sahen, der den Namen Churchill trug. Er stand da wie ein Symbol, wie die Verkörperung Englands, über dessen Trümmern ebenfalls einmal der Name Churchill stehen wird. Seit dem Februar 1941 befinden sich nunmehr deutsche Verbände auf nordafrikanischem Boden. Stärkste britische Übermacht hat es nicht vermocht, sie zu vertreiben. Laßt nur die Deutschen in Afrika sein, so tröstete man sich damals in England, sie schaden uns nicht, sie vertragen das Klima nicht, sie sind tropenungeeignet und sie haben keine Erfahrung im Wüstenkrieg. Gegen einen weit überlegenen Gegner haben inzwischen Generaloberst Rommel und seine Soldaten sie eines Besseren belehrt. Im Angriff gleichermaßen wie in der Verteidigung. Es war eine böse Überraschung für die Briten, zu sehen und am eigenen Leib zu erfahren, wie schnell die Deutschen sich in der Wüste zurechtfanden. Von der ersten Stunde ihres Lebens in der Wüste standen sie nicht tatenlos dem Neuen, Unbekannten gegenüber. Sie packten zu. Jeder lernte, beobachtete und suchte zu ergründen, wie er sich mit den neuen Verhältnissen am besten abfinden konnte. Denn nicht allein der sonnige Optimismus und der gute Wille zum Durchhalten sind die entscheidenden Faktoren des Erfolges eines Krieges in der Wüste, sondern in einem ganz erheblichen Maße die Erfahrung und ihre angewandte Auswertung. Es ist notwendig, das Bild des Wüstenkrieges und des Lebens in diesem Sandmeer in das rechte Licht zu rücken und jene romantische Vorstellung von einem Wüstenkrieg unter Palmen mit Apfelsinen essenden und im Mittelmeer badenden Soldaten beiseitezuschieben und das Bild des deutschen Afrikakämpfers so zu zeichnen, wie es der Wirklichkeit entspricht. Man darf nicht vergessen, daß für unsere Soldaten in Afrika die Wüste selbst zum Lebensraum geworden ist. Monatelang leben und kämpfen sie ununterbrochen in ihr. All jene Faktoren, die die Engländer wegen ihrer für den Wüstenkrieg entscheidenden Bedeutung sogar zu „Generalen“ erhoben haben — Sand, Hitze, Staub, Wasser und wie sie noch alle heißen mögen —, haben die Soldaten unseres Heeres in ausreichendem Maße kennengelernt.

In diesem deckungsarmen Gelände, das unter der flammenden Sonne liegt, gibt es kaum sichere und geschützte Feuerstellungen. Sobald der Ruf „Feindpanzer von vorn!“ erklingt, wird abgeprotzt und auf der offenen Wüstenplane in Stellung gegangen



So ungefähr, wie es in meinem Tagebuch verzeichnet steht, erlebt jeder deutsche Soldat erstmals das neue Land:

„Land in Sicht!“ Einer ruft es — und aus ist es mit der beschaulichen Ruhe auf den Transportern. Viele Stunden liegen hinter uns, in denen es nur Himmel und Wasser zu sehen gab. Hunderte von Augenpaaren suchen den Horizont ab. Manche sehen schon Hügel, Moscheen und Häuser. Der Phantasie sind keine Grenzen gesetzt. Was aber wirklich zu sehen ist, das ist ein heller Streifen über dem blauen Wasser des Meeres. Langsam hebt sich das Land deutlicher ab, die Küste wird erkennbar, und bald liegt auch das gesamte Land vor uns in seinen Umrissen und Silhouetten, das viele nur aus Büchern kennen und mit dem sich Vorstellungen verbinden, die schon ans Märchenhaft-Geheimnisvolle grenzen. Nun aber liegt es fast greifbar nahe im Glanz der untergehenden Sonne. Schlanke Türme und weiße Häuser erheben sich über der weiten Fläche. Eine wunderbare Ruhe atmet das ganze Land. Unbekannt und geheimnisvoll liegt Afrika vor uns.

Immer, wenn deutsche Soldaten afrikanischen Boden betraten, schien ihnen dieses Land mit allen Reizen

Die riesige Wölbung des afrikanischen Himmels mit den greifbar nahen Sternen durchzucken Lichtbündel, flammende Bahnen der Scheinwerfer. Tripolis, die Metropole Libyens, hat Fliegeralarm

Aufnahmen: PK. Valtingojer, Borchert † (3)

des Neuartigen ausgestattet, umwittert von einer gewissen abenteuerlichen Romantik. „Wird alles halb so schlimm sein", sagte jeder, wenn er die schlanken weißen Türmchen der Moscheen, die Palmen in der Stadt und die saubere Europäersiedlung sah. Was sich ihm bei dem ersten Kennenlernen präsentierte, war ja nicht die Wüste, es war der besiedelte und kultivierte Küstenstrich, der sich von Tripolis über die Syrte durch die Cyrenaika hinzieht. Es ging dem Soldaten so wie dem Reisenden, der auf der Via Balbia, die die Inseln der Fruchtbarkeit und der italienischen Kolonisationsleistung miteinander verbindet, entlang fährt und nur aus der Geborgenheit der Kolonisation einen Blick in die Wüste wirft und eigentlich nur die durch die kolonisatorische Entwicklung bedingte schöne Seite Nordafrikas sieht.

Zweifellos — wenn man das Land nur mit dem Blick auf diesen Küstenstreifen erlebt — hat es seine Reize. Alles ist da. Zwar in anderer Form, in anderer Kleidung und Lebensart, mit anderen Menschen, anderen Häusern und anderer Vegetation, aber doch sind es Häuser, Straßen, Bäume, saftiges Grün und Kultur. Aber je weiter es hinweggeht von den großen Städten oder Siedlungen, desto mehr versinkt das blühende Bild der Kolonisation in Sand und Einsamkeit. Bäume und Grün schrumpfen zusammen zu unscheinbaren schmutzig-grauen Kameldornbüschen, es verschwinden Straßen und Wege, und es bleiben nur durchfurchte Sandpfade und Pisten. Keine Wasserstellen grüßen mehr als Inseln einer satten Vegetation. Das Leben ist erstorben. Nichts als Sand, Sonne und endlose Weite des Raumes. Vielleicht huscht hin und wieder eine Gazelle über die Sandwellen. Nichts Vertrautes mehr umgibt die deutschen Soldaten in dieser Öde. Kein Wald, der Schatten spendet, kein Bächlein, das lustig dahinplätschert, kein Acker, auf dem das wogende Korn reift. Und wenn zur Regenzeit der Himmel seine Schleusen öffnet, dann erlebt man nur eine Flut von Dreck und Schlamm. Was der Regen an Linderung für den Körper bringt, zerstört er selbst wieder dadurch, daß er die Schwierigkeiten des Lebens und Kämpfens in der Wüste in andere Formen kleidet. Und wenn erst einmal der Sandsturm über die Soldaten hinweggebraust ist, wenn die mörderische Glut der Wüstensonne Körper und Seele ausdörrt, wenn Schlangen und Skorpione im Sande erscheinen, dann präsentiert sich die Wüste so, wie sie in Wirklichkeit ist: unromantisch und gefahrvoll!

Gefahr ist das tägliche Brot der Wüste. Man muß es nehmen, ob man will oder nicht. Die Wüste steckt voller Unwägbarkeiten und Überraschungen. Ihre Kampfmittel, Sonne, Sand und Tierwelt, weiß sie in den verschiedenartigsten Formen einzusetzen. Wer in der Wüste lebt, muß einen zweifachen Kampf führen, den gegen den Feind und den gegen die Natur. Immer ist es ein Kampf des Lebens für das Leben. Die Natur ist hier ein Feind, der sich zwar nicht um taktische und strategische Fragen kümmert, aber der doch in seinen Auswirkungen die Kampfkraft ganzer Armeen zu lähmen oder gar ganz zu zerstören vermag. Und darum ist auch die Sorge für die Gesundheit unserer Truppen in Afrika, fern der Heimat, von entscheidender Bedeutung, und es wird ihr höchste Aufmerksamkeit geschenkt. Gefahr droht in der tropischen Hitze und im Ghibli, in den völlig andersgearteten Lebensbedingungen, sie ist verborgen in der Luft, die man atmet, und im Boden, auf dem man geht und schläft. Schädlich ist der schnelle Temperaturwechsel. Schlangen, Skorpione, Ratten und Fliegen sind nicht nur Plagen, sondern tragen auch große Gefahren in sich oder schleppen sie mit herbei und verbreiten sie. Zum schlechten Wasser kommt die veränderte Nahrung. Die Wüste schickt Millionenheere von Fliegen in den Kampf, die zu einer unvorstellbaren Plage werden. Wo immer der Mensch sich aufhält, wo sich auch nur etwas an Feuchtigkeit oder Eßbarem zeigt, sind sie zur Stelle. In jede geöffnete Konservenbüchse krabbeln sie hinein, jeden Tropfen Schweiß des menschlichen Körpers suchen unzählige Fliegen zu saugen. Man kann aus einem Glase überhaupt nicht trinken, ohne Gefahr zu laufen, einige dieser Plagegeister mit zu verschlucken. Auf jedes Stück Brot lassen sie sich nieder. So quält die Wüste im Alltag des Lebens. Meist ist sie wie erstarrt unter der Last der Gluthitze. Flirrende Luft steht über dem Land. Sie nimmt die klare Sicht, verzerrt kleine Kameldornbüsche zu großen Silhouetten, zeichnet trügerische und verwirrende Bilder in die Luft. Oft narrt das Trugbild der Fata Morgana. Es bedeutet eine ungeheure Anstrengung für Körper, Seele und Nerven, in solchen Stunden auf Wache zu stehen. Oftmals ist man dabei das einzige lebende Wesen, so weit das Auge reicht. Man erlebt packend die grandiose Einsamkeit der Natur und die Macht der Wüste.

Man hat oft das Gefühl, mit einem lauernden Ungeheuer zu leben, das erzürnt ist über die Störung seiner Ruhe und Einsamkeit und nur darauf wartet, im günstigen Moment den Eindringling zu überfallen. Die Wüste ist menschenfeindlich. Wohl ist sie durch Forschertaten erkundet, aber noch lange nicht sind dadurch ihre Geheimnisse gelüftet und ihre Schwierigkeiten überwunden. Kein Zug rollt durch sie. Kein Garten, selten ein Vogel, keine Wiese, kein blühender Obstbaum macht sie freundlich oder bringt sie uns Europäern innerlich näher. Schon ihr äußeres Gewand ist nicht freundlich anzuschauen.

Gefüllte Feldflasche, Marschkompaß, Moskitonetz, Mückenschleier, Sonnenbrille, Tropenhelm und eine Hülle, in die man die Waffen einwickeln kann — das sind die kleinen Utensilien des Alltags, die man in der Wüste niemals vergessen darf. Für das Fahrzeug ist unerläßlich reichhaltig Wasser, Benzin und Werkzeug, denn oftmals fährt man allein weite Strecken, und keiner kann helfen, wenn man liegenbleibt, als das eigene Können, die eigene Kraft und der Vorrat, den man mitgenommen hat. Wertvoll sind in der Wüste Decken, Pullover und Mantel, denn jene, die glaubten, in diesem heißen Land nachts in der Badehose schlafen zu können, erlebten eine bittere Enttäuschung, als sie wegen des schnellen Absinkens der Tages- zur Nachttemperatur nachts froren wie die jungen Hunde. Wie man sich zu Hause auf sein Bett freut und auf das eigene Zimmer, so gehört die Liebe des deutschen Soldaten in Afrika seinem Zelt, das ihm Zimmer und Bett geworden ist und der Raum, in dem er auch einmal mit sich und seinen Gedanken allein sein kann.

In dieses Zelt rettet er sich auch, wenn der Sandsturm über die Wüste rast. Es ist zwar kein hundertprozentiger Schutz, denn den gibt es gegen den Sandsturm überhaupt nicht, aber die Wände seines Zeltes schützen ihn doch vor der gröbsten „Belästigung". Wenn oftmals in der Wüste das Thermometer im spärlichen Schatten auf 50 und in der Sonne auf 60 und 65 Grad klettert und bei Sandsturm noch darüber steigt, so besagt dies nicht allzuviel, wenn es nur einmalig wäre. Schlimm daran ist aber, daß das tägliche Erscheinungen sind, und daß es in der Wüste vor der Hitze keine Rettung gibt. Wie oft haben wir uns in der Wüste daran erinnert, daß es früher in der Schule bei 24 Grad hitzefrei gab, und uns gewünscht, daß in der Wüste auch einmal hitzefrei für Krieg sein möchte. Niemals fällt im Sommer ein

(Fortsetzung auf Seite 10)

Sturmangriff auf afrikanischem Boden! Das Trommelfeuer der Artillerie hat den steinigen Boden zerrissen und zerpflügt. Durch die sengende Glut, durch die Mauer berstender Granaten stürmen deutsche Infanteristen gegen feindliche Stellungen

„Fertigmachen“ von Paul Hähndel-Seesen

„Fertigmachen“

Von

Hauptmann SIGMUND GRAFF

Auf der Großen Deutschen Kunstausstellung in München war im vergangenen Jahr eine große Anzahl von Bildern zu sehen, die aus der Welt und dem Geist des Soldaten entstanden sind. Eines dieser Bilder, das an hervorragender Stelle in der Eingangshalle hing, stammte von dem Maler Paul Hähndel-Seesen und trug den Titel „Fertigmachen“.
Das Bild stellt in gedämpften Farben den Aufbruch junger Soldaten zum Gefecht dar. Drei blutjunge Infanteristen nehmen auf den Befehl zum Fertigmachen ihr Gepäck auf. Sie hängen die Tornister um. Weiter geschieht nichts auf dem Bild. Wer das Bild aber länger betrachtete, dem fiel auf, daß diese jungen Soldaten ihr Gepäck weder langsam-zögernd noch in überstürzter Eile und Hast aufnahmen, sondern in ruhiger soldatischer Sachlichkeit und Selbstverständlichkeit. Und er merkte, daß auf den Gesichtern dieser Soldaten, deren Ältester vielleicht 21 oder 22 Jahre zählen mochte, ein mannhafter Ernst lag, der sie mit einmal viel älter, viel reifer und bewußter erscheinen ließ. Ja, das war es, das Besondere, an diesen drei Soldaten: sie warfen nicht mit den bekannten „leuchtenden“ oder „blitzenden“ oder gar „lachenden“ Augen den Tornister über die Schulter. Aber man spürte: es ist alles klar und rein und eindeutig in ihnen, denn sie haben sich auch innerlich fertig und bereit gemacht. Und man spürte: der Kampf, in den sie gehen, ist ein heiliger Kampf. Er erfüllt ihre Seele. Und weil er ihre Seele erfüllt, darum werden sie gut kämpfen — darum werden sie ihre feldgraue Pflicht bis ins letzte und äußerste erfüllen — darum werden sie tapfer sein.

*

Die drei jungen Soldaten auf dem Bild von Paul Hähndel-Seesen haben eine starke und feste Seele.
Das ist es, worauf es ankommt.
Denn die Seele kämpft mit, oder wie es der Philosoph Fichte ausdrückt, der unter den Bajonetten Napoleons die deutsche Jugend zum Freiheitskampf aufrief, wenn er sagt: „Nicht die Gewalt der Arme noch die Tätigkeit der Waffen, sondern die Kraft des Gemütes ist es, welche die Siege erkämpft.“
Kein Zweifel: Nicht die Wucht der Panzer und der schmetternde Schlag der Stukas allein, sondern der Stahl der deutschen Seele ist es gewesen, vor dem im Mai und Juni des Jahres 1940 die damals anerkanntermaßen größte Militärmacht des Kontinents zusammenbrach. Diese Seele kämpfte bei Kutno und bei Narvik. Sie lag vor Tobruk. Sie hält — mehr als tausend Kilometer von dem nächsten deutschen Dorf — eine unüberwindliche Front, einen Wall der Fäuste und Herzen, an dem immer wieder der verzweifelte Massenangriff des östlichen Erzfeindes sich bricht.
Niemand weiß besser als der Soldat an der Front, wie schwer und hart, wie unerbittlich und opfervoll dieses Ringen ist. Niemand begreift mehr als er, daß dieser Kampf im Osten den Einsatz aller Reserven verlangt. Darum setzt der deutsche Soldat und mit ihm jeder deutsche Mann und jede deutsche Frau in dem schicksalhaften Kampf gegen das seelenlose System des Ostens das Höchste — die Seele — ein.
Die Seele ist unsere unerschöpfliche Reserve.
Sie springt ans Maschinengewehr, wenn der Richtschütze, von der feindlichen Kugel getroffen, zusammensinkt. Sie reißt Kompanien und Bataillone gegen eine oft vielfache Überzahl an Menschen und Material zum befreienden Gegenstoß vor. Sie harrt aus in unvorstellbarer Kälte, sie steht helfend und tröstend neben dem verwundeten Kameraden, sie trägt und duldet und überwindet jede Not, jede Entbehrung, jede unbeschreibliche Mühsal. Denn sie ist das Ewige, das Unzerstörbare in uns.
Unzerstörbar wie unsere Kameradschaft. Unzerstörbar wie unsere Treue und Verpflichtung zu denen, die wir als stille Schläfer in den Wüsten des Ostens zurücklassen mußten und zu denen auch unser Kamerad Paul Hähndel gehört, derselbe, der das schlichte Bild von den jungen Soldaten gemalt hat, die sich zum Gefecht fertigmachen.
Wenige Schritte neben dem Bild mit den jungen Soldaten hing auf der Münchener Ausstellung ein anderes Gemälde, das ebenfalls deutsche Soldaten darstellte. Es waren Soldaten aus dem Weltkrieg vor 25 Jahren. Sie saßen beim spärlichen Schein von kleinen Kerzenstümpfen in einem jener zahllosen Unterstände, über denen vor Verdun, an der Somme, in Flandern und sonstwo die seelenlose Materialschlacht tobte.
„Sie trommeln“ hieß das Bild, das Elk Eber gemalt hatte. Und es hätte auch „Die Väter“ heißen können. Denn das war sein Sinn: zu zeigen, woher wir kommen ... vor Augen zu führen, was vor uns und für uns geleistet wurde und wessen wir uns alle würdig zu erweisen haben, indem wir es fortsetzen und vollenden.
Wohl an vier schwere Kriegsjahre hatten sie hinter sich, die Männer in diesem Unterstand. Sie waren müde. Aber sie waren auch hart. In ihren schmalen Gesichtern, vom flackernden Lichterschein überzuckt, stand der unbeugsame Wille, sich zu behaupten. Sie kannten den Kampf in jeder Form, den Tod in jeder Gestalt. Dreimal, viermal ist fast jeder von ihnen angekratzt gewesen, aber immer zog es ihn wieder zurück zur Front, immer wieder kehrte er „heim“ zur Kompanie. Und so wuchsen sie zusammen zu einer unzerreißbaren grauen Gemeinschaft, zu einem unüberwindlichen Kämpfergeschlecht, von dem immer noch — nach vier vollen Kriegsjahren — der alte Landsknechtsspruch galt: „In Frost und Hitz' gehärtet — Von Kräften wunderbar — War stets ihr Mut noch größer — Als jede Schrecknis und Gefahr!“
Vier Jahre und drei Monate rangen sie um den deutschen Sieg. Und als er ihnen, den Unbesiegten, endlich durch Verrat und Versagen und übermächtige Schicksalsfügung aus den Händen gewunden ward, da kämpfte ihre Seele weiter — da kämpfte ihr Geist und ihr Wille weiter bis zu dem heutigen Tag, an dem Paul Hähndels „junge Soldaten“ zusammen mit den alten aus dem Unterstand des ersten Weltkrieges wiederum für Deutschland den Tornister umwerfen ...
So gehören denn, dünkt mich, das eine und das andere Bild gar eng zusammen. Denn sie sind eine Einheit. Sie sind eine Einheit der Seele.
Und die Seele — die Seele, vergeßt es nicht! — ist das Unentbehrlichste in unserem großen und schweren Kampf. Sie, die das Innerlichste, Feinste und Zarteste ist, was ein Mensch besitzt, ist zugleich sein stärkster Panzer und seine unwiderstehlichste Waffe.
Sie kämpft mit. Sie entscheidet.

„Sie trommeln“ von Elk Eber

PANZER

PROJEKTE, PHANTASTEREIEN UND TATSACHEN DURCH ZWEI JAHRTAUSENDE

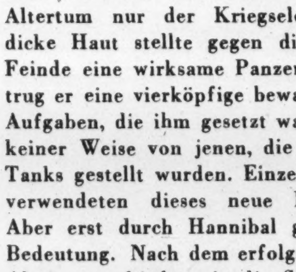
Von Generalmajor THEISS

Ein Kriegselefant Hannibals

Über die Entstehung des Kampfwagens, seine Verwendung und seinen Wert wurde nach dem Weltkriege so viel geschrieben und so verschieden geurteilt, daß man sich — gerade, weil zuviel gesagt wurde — kein klares Bild machen konnte. Besonders beliebt war das Thema, eine Geschichte des Kampfwagens zu schreiben. Alles, was jemals gepanzert war oder irgendwie fortbewegt werden konnte und als Kampfmittel in der Kriegsgeschichte eine Rolle spielte, wurde als Vorfahre des Panzerkampfwagens bezeichnet. So darf man sich nicht wundern, daß in vielen dieser „Untersuchungen" sogar das Trojanische Pferd als der Vater des Kampfwagens bezeichnet wurde.

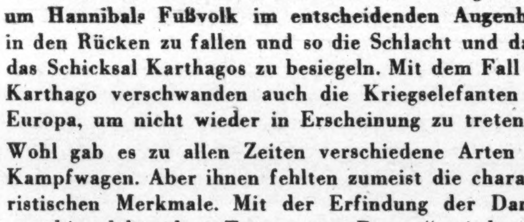
*

Als Vorläufer des Panzerkampfwagens kommt im Altertum nur der Kriegselefant in Betracht. Seine dicke Haut stellte gegen die Pfeile und Lanzen der Feinde eine wirksame Panzerung dar. In einem Turme trug er eine vierköpfige bewaffnete Besatzung, und die Aufgaben, die ihm gesetzt waren, unterschieden sich in keiner Weise von jenen, die im Weltkriege den ersten Tanks gestellt wurden. Einzelne griechische Feldherren verwendeten dieses neue Kampfmittel mit Erfolg. Aber erst durch Hannibal gelangte es zu besonderer Bedeutung. Nach dem erfolgreichen Übergang über die Alpen entschieden sie die Schlacht an der Trebbia in Oberitalien. Da aber Hannibal keine „Elefanten-Werkstatt-Kompanie" haben konnte und auch keine „Ersatzteile" mitführte, stand ihm in der berühmten Umfassungsschlacht von Cannae keine „Elefanterie" mehr zur Verfügung. Bei Zama, als er sich später auf afrikanischem Boden gegen Scipio Africanus verteidigen mußte, hatte er wieder Kriegselefanten, sogar 80 Stück, aber da hatte Scipio schon das Gegenmittel gefunden. In seiner Aufstellung ließ er Gassen frei und rüstete das vordere Treffen mit Trompeten und Hörnern aus. Als nun der Elefantenangriff einsetzte, erschraken die Tiere vor dem ungewohnten Lärm und stürzten durch diese freien Gassen davon. Ein Teil aber kehrte um und rannte in die eigene Reiterei hinein, die in Unordnung geriet. Diese günstige Gelegenheit benutzte die römische Reiterei zum Angriff. Sie jagte die punische Reiterei vom Schlachtfelde, kehrte aber noch rechtzeitig zurück, um Hannibals Fußvolk im entscheidenden Augenblick in den Rücken zu fallen und so die Schlacht und damit das Schicksal Karthagos zu besiegeln. Mit dem Fall von Karthago verschwanden auch die Kriegselefanten aus Europa, um nicht wieder in Erscheinung zu treten.



So stellte man sich 1532 einen „Kriegskarren" vor

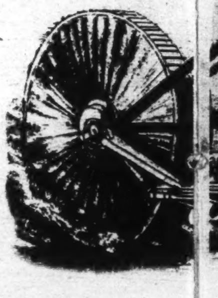
Wohl gab es zu allen Zeiten verschiedene Arten von Kampfwagen. Aber ihnen fehlten zumeist die charakteristischen Merkmale. Mit der Erfindung der Dampfmaschine lebte der „Traum vom Panzer" wieder auf. Diese Kraft barg ein Vielfaches an Menschenkräften und konnte die Panzer in der erforderlichen Stärke fortbewegen. Dem ersten Dampfschiff folgte gleich das erste stählerne Kriegsschiff, der ersten Eisenbahn der erste Panzerzug.



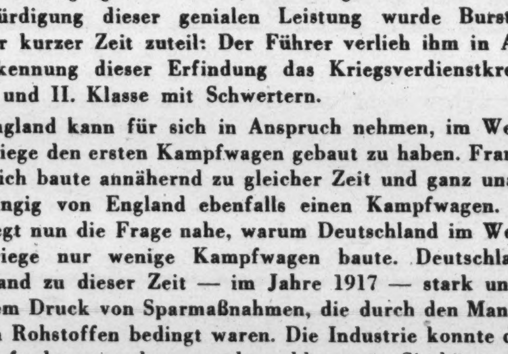
Englisches Land- und Wasser-Kriegsfahrzeug aus dem 16. Jahrhundert

Aber die Treibstoffe der Dampfmaschine — Kohle und Wasser — waren schwer; da sie in großen Mengen mitgeführt werden mußten, ergab dies ein großes Gewicht. Um daher die gewaltige Reibung herabzusetzen, mußten die Dampfmaschinen auf den Schienenweg beschränkt bleiben. Somit blieb ihre Bedeutung als Kampfmittel sehr begrenzt.

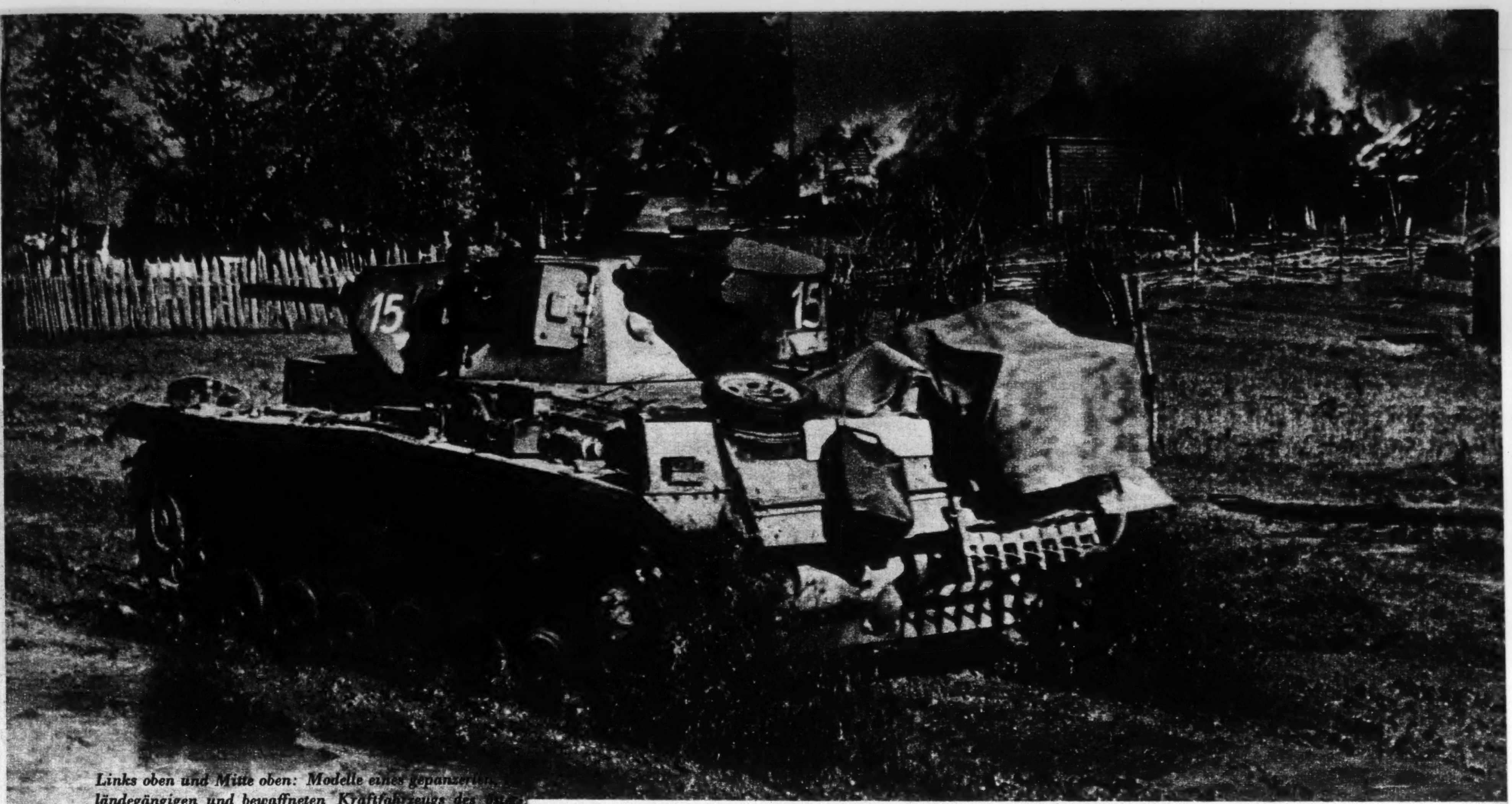
Erst der Verbrennungsmotor bildet die Voraussetzung für ein schienenloses Kraftfahrzeug. Er muß nur einen seiner Treibstoffe mit sich führen, denn der zweite — die zur Verbrennung erforderliche Luft — ist immer vorhanden. Ein verhältnismäßig kleiner Kraftstoffvorrat genügt, um den Motor stundenlang in Betrieb zu halten. Kein Wunder, daß dem ersten Auto das erste Panzerauto zu Beginn unseres Jahrhunderts auf dem Fuße folgte. Daß es im Weltkriege nur eine untergeordnete Rolle spielte, ist einerseits darauf zurückzuführen, daß das Kraftfahrzeug selbst noch viele technische Mängel hatte, andererseits aber darauf, daß es noch an gebahnte Wege gebunden und daher sein Wirkungsbereich wesentlich eingeschränkt war. In dieser Zeit der technischen Unvollkommenheiten — im Jahre 1903 — erkannte ein junger österreichischer Offizier, daß eine Geländegängigkeit des Kraftfahrzeuges nur durch ein anderes Laufwerk zu erreichen sei. Vorerst verhindert, diese Idee in die Wirklichkeit umzusetzen, greift er sie später wieder auf und legt im Jahre 1911 der maßgebenden Stelle die Pläne und Modelle eines gepanzerten, geländegängigen, bewaffneten Kraftfahrzeuges vor, das dem Wesen nach dem heutigen Panzerkampfwagen entspricht. Oberleutnant Günther Burstyn ist somit der Erfinder des Panzerkampfwagens. Mit dieser genialen Erfindung war er seiner Zeit weit vorausgeeilt. Der Wert der Erfindung wurde weder in Österreich noch in Deutschland erkannt und der Kampfwagen, der zu Beginn des Weltkrieges gewiß entscheidende Bedeutung gehabt hätte, nicht gebaut. Die erste Würdigung dieser genialen Leistung wurde Burstyn vor kurzer Zeit zuteil: Der Führer verlieh ihm in Anerkennung dieser Erfindung das Kriegsverdienstkreuz I. und II. Klasse mit Schwertern.



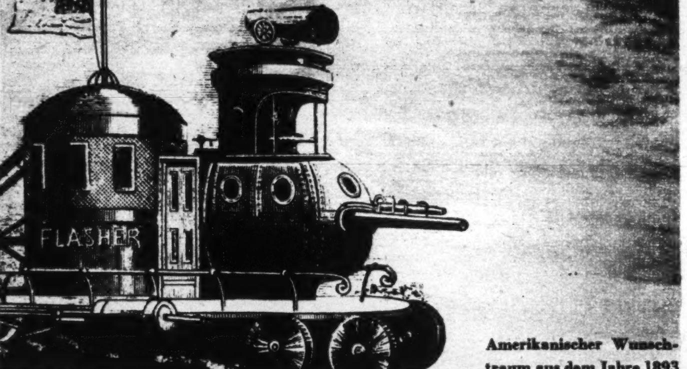
England kann für sich in Anspruch nehmen, im Weltkriege den ersten Kampfwagen gebaut zu haben. Frankreich baute annähernd zu gleicher Zeit und ganz unabhängig von England ebenfalls einen Kampfwagen. Es liegt nun die Frage nahe, warum Deutschland im Weltkriege nur wenige Kampfwagen baute. Deutschland stand zu dieser Zeit — im Jahre 1917 — stark unter dem Druck von Sparmaßnahmen, die durch den Mangel an Rohstoffen bedingt waren. Die Industrie konnte den Anforderungen kaum noch nachkommen. Sie hätte sich auch in dem erforderlichen Umfange nicht umstellen können. So kam es, daß Deutschland auf dem Gebiete der Tankwaffe und der Tankabwehr im Weltkriege zurückstand. Die Gegner aber bauten diese neue Waffe



Kühnes Phantasieprodukt eines Engländers aus dem Jahre 1855



Links oben und Mitte oben: Modelle eines gepanzerten, ländegängigen und bewaffneten Kraftfahrzeugs des [illegible] reichischen Oberleutnants Burstyn. Links: Engl[illegible] Kampfwagen (Tank) aus dem Jahre 1917. Rechts [illegible] Deutscher Panzer beim Vormarsch



Amerikanischer Wunschtraum aus dem Jahre 1893

stark aus und erzielten mit ihr entsprechende Erfolge. Gleich bei der ersten englischen Bauserie konnte man „männliche" und „weibliche" Kampfwagen unterscheiden. Die männlichen Tanks waren mit einer Kanone, die „weiblichen" nur mit Maschinengewehren ausgerüstet. Der Ausdruck „Tank" wurde als Deckname gewählt und später beibehalten. Es entstanden leichte, hauptsächlich aber schwere Modelle. Gegen Ende des Krieges gab es in Frankreich Tanks, deren Gewicht annähernd 100 Tonnen betrug. Sie waren mit mehreren Kanonen und vielen MG ausgerüstet und glichen kleinen Festungen. Die technische Fortentwicklung war während des Weltkrieges allerdings recht gering, es gelang namentlich nicht, die Geschwindigkeit des Kampfwagens, der sich nur im Tempo der Infanterie fortbewegen konnte, wesentlich zu erhöhen. Für das Frühjahr 1919 hatten die Feinde im Westen eine gemeinsame Tankoffensive geplant. 4000 Kampfwagen und 8000 Raupenschlepper sollten zum Einsatz gelangen. Da der Krieg schon vorher zu Ende ging, unterblieb dieser Einsatz.

Nach dem Kriege machte die Entwicklung im Kampfwagenbau große Fortschritte. Dieser Entwicklung eilte jedoch die Phantasie weit voraus. Bald sprach man von einem 600-Tonnen-Tank und wollte sogar die Pläne zu einem 1000-Tonner fertig haben. Geschwindigkeiten von 90 km/Std. auf der Straße sollten schon erreicht worden sein. Es sollte schwimmende, tauchende, springende Tanks geben, ja, man konnte schon in Bildern den fliegenden Tank bestaunen. Der Tank war Trumpf geworden und war es um so mehr, als man uns in Versailles jede Art von Kampfwagen verboten hatte und schon aus diesem Grunde glaubte, uns himmelhoch überlegen zu sein.

Deutschland durfte zwar nicht bauen, aber das Denken und Planen konnte man ihm nicht verbieten. Unbeeinflußt behielt es den klaren Blick in die Zukunft. Und als der Führer am 16. März 1935 die Wehrhoheit des Reiches wiederherstellte, da entstand die neue deutsche Panzerwaffe unseres Heeres.

Aufnahmen: Kriegsberichter Jacobsen (1), Generalmajor Theiß (1), Scherl (4)

DAS ERSTE GEFECHT

Von Unteroffizier W. HÖNIG

In Folge 8 brachten wir unter dem Titel „Die Neuen" einen Aufsatz, der das allmähliche Hineinwachsen des frisch aus der Heimat kommenden Ersatzes in die Fronttruppe schilderte. In nachstehendem Aufsatz berichtet derselbe Verfasser von den Erlebnissen und Eindrücken der „Neuen" in ihrem ersten Gefecht.

Ihr erstes Gefecht begann an einem nebligen Morgen. Wenn man die Neuen später fragte, ob es wohl ein besonders schweres Gefecht gewesen sei, verneinten sie und sagten: „. . . So erschien es nur uns, es war ein ganz gewöhnliches Gefecht, eines von den zahllosen, die wir im Laufe der Zeit bestanden." Aber sie sagten auch: „Es war unser erstes Gefecht, und für manche soll das erste für immer das schwerste gewesen sein. Es war uns sonderbar zumute, und jedenfalls wird es uns gut in Erinnerung bleiben!"

Und die Alten, die waren der Ansicht, daß an diesem Tage nichts Besonderes verrichtet worden sei. Sie hatten ganz einfach, wie sie sagten, angegriffen, eine Stellung genommen und sie gegen eine Übermacht, die einen Gegenstoß führte, gehalten. Sie hatten ein Straßenkreuz besetzt, ein zweites Dorf und ein Grabensystem genommen. Das war alles! —

Unmittelbar vor dem Beginn des Gefechtes, während der Bataillonskommandeur ruhig, mit leichten Bewegungen, aus seinem Holzhaus trat und die kleine Gruppe von Offizieren sich ihm wortlos anschloß, bemächtigte sich fast aller Neuen eine merkwürdige Erregung. Es war ihnen nicht anders zumute wie vor einer schweren Prüfung, von der alles abhing, Aufstieg oder Fall. Sie suchten sich gegenseitig mit den Augen, sie lächelten einander zu; manche versuchten Scherze zu machen, um zu zeigen, wie wenig sie von alldem berührt wurden. Aber ihr Lächeln gehörte nur zu der Maske, unter der sie ihren Ernst zu verbergen suchten. Nach dem Feuerschlag, der das Gefecht einleitete und den sie staunend über sich ergehen ließen, begannen die Gruppen in schnellen Schritten über die Felder vorzugehen. Reihe um Reihe. Hinter dem Dorfe breitete sich ein Kartoffelschlag aus. Er dehnte sich bis zum Walde, so schien es wenigstens, und die Straße, die ihn durchschnitt, glich, von der Seite gesehen, nur einem leblosen Strich, der ihn in zwei Hälften teilte.

„Hier ist unser Feld", sagten die Alten, „die Straße ist die Grenze zwischen den Bataillonen. Da drüben der Abschnitt gehört den Dreiern, unsern Nachbarn. Bis zum Wald wird es verhältnismäßig leicht gehen, aber dahinter beginnt eine Sauarbeit, denn da soll ein Moor liegen!"

Nicht anders wie Bauern, die über ihre Felder schreiten, gingen die Neuen vor. Das Erstaunlichste — es verwirrte eher, als daß es durch seine Unheimlichkeit drohte — war, daß sie vom Feinde nichts erkennen konnten. Und es war auch kein Maschinengewehrfeuer zu hören. Aber dann begann es! Links vom Walde wurden die Schindeldächer armseliger Hütten von den Einschlägen zerrissen. Dann tackte das erste MG trocken und hungrig. Die ersten Geschosse surrten. Mißtönend wie Saiten, die man rasch anschlägt und dann wieder dämpft, in törichtem Spiel, so klang ihr Kommen. Sie rissen noch keine Wunden und trafen niemanden. Aber die Neuen fühlten plötzlich, wie sie die Erde mit Urmacht anzog; ihnen war, als würden ihre Glieder schwerer unter der unheimlichen, saugenden Kraft der Erde. Sie beugten sich leicht nach vorne, und wie sie jetzt vordrangen, mit den weiten ausgreifenden Schritten — die sie noch ein wenig eiliger setzten —, schien es, als trügen sie schwerer an ihrem Sturmgepäck. Ihre eigenen vordersten Sicherungen blieben hinter ihnen zurück. Drüben an der Straße wurde gerufen: „Pioniere, Minen aufnehmen!"

Die Gruppe der Pioniere, die im Straßengraben vorgegangen war, beeilte sich, zu den Rufenden vorzudringen. Auf der Straße konnten die Neuen einige große dicke Scheiben erkennen. Ihre graugrüne Farbe hob sich ein wenig von dem Straßenstaub ab. Die Arbeit der Pioniere lenkte wie von selbst ihre Blicke zu der Straßensperre. Es war noch immer sehr ruhig in dem Geländeabschnitt vor ihnen, während weiter links schon das Bellen, Hämmern und Krachen der Infanteriewaffen zu hören war.

Und dann sprang rücksichtslos und ohne lange Ankündigungen der Tod jetzt über das Feld.

Die Neuen hatten sich auf die Erde geworfen, als sie sahen, daß die pfeifenden Kugeln trafen, nicht anders die Alten. Da lagen sie in den Kartoffelsteigen, eng an die Furchen gepreßt. Jeder in einem der endlosen, nur einen Fuß hohen schmalen Täler. Wenn sie den Kopf ein wenig hoben, erkannten sie, daß die Welt dieses einförmigen Tales ganz dahinten in der Ferne eine grüne Wand abschloß. Das war der Wald! Das Kartoffelkraut, schon welk und vom letzten Frost verstümmelt, schloß sich noch dicht über jeden einzelnen Schützen, so daß keiner den anderen erkennen konnte. Aber in diesem Augenblick tat ohnedies jeder das gleiche und fühlte wohl auch das gleiche.

(Fortsetzung auf Seite 12)

5000 STUNDEN in Dreck und Schlamm

Pioniere bereiten der Infanterie den Weg in die Süd-Krim

Von Pionier HERMANN SCHEERBARTH

Der Verkehrsposten an der dreizinkigen Straßengabel auf der Krim sieht aus wie ein weißüberschneiter Roboter. Gleichmäßig und mechanisch wie eine Maschine fliegen die Arme hoch, recken sich seitwärts, zucken befehlend nach unten. An ihm vorbei rollt der Nachschubverkehr zur Krim über die Behelfsbrücke: mit rasselnden Schneeketten schiebt sich ein vollbepackter Lkw. nach dem andern in den Strom der Fahrzeuge, knirschend gleiten die Materialschlitten hinter den Hufen der zottigen Panjepferdchen her, bockig brummen die gedrosselten Motoren der Pkw., bis die Wagen wieder aufheulend in die weite Unendlichkeit der Rollbahn schießen.

Starr und schweigend ragen auf dem Hang neben der Brückenrampe die Holzkreuze gefallener Kameraden in den grauen Himmel. Unten in der Schlucht schimmert matt das Eis des Tschatyrlik, jenes im Sommer so tückischen Sumpfloches eines „Flusses", der an seiner Mündung an die 1000 Meter breit ist und brackig in die Karkinitskij-Bucht des Schwarzen Meers versickert. Wahrhaftig, es war eine ungemütliche Ecke hier unten, bevor die Sowjets diese starke Verteidigungsstellung aufgaben und deutsche Pioniere sich und ihren Kameraden von der Infanterie endgültig den Weg zum Süden der Halbinsel erzwangen.

Wie war doch die Lage gewesen, als die Bolschewisten aus ihren Feldbefestigungen und Bunkerlinien auf der Landenge bei Perekop herausgeworfen worden waren und auf die Krim zurückfluteten? Hier, in der versumpften Flußniederung, kamen sie vorübergehend wieder zu Atem, hier verschanzten sie sich unter geschickter Ausnutzung des ihnen bekannten und zur Abwehr vorbereiteten schwierigen Geländes von neuem und bauten die Stellungen schnell und gut zu einem nicht minder bedeutenden Verteidigungsriegel aus, als es schon der eisengespickte Tatarengraben war. Trotzdem, zwei Infanteriedivisionen hatten mit den sowjetischen Nachhuten Fühlung behalten, und auch die deutschen Aufklärer brummten bald wieder über ihren Panzergräben und Schützenlöchern. Wie aber nur konnte man durch den saugenden Sumpf und Schlick hinüber auf das südliche Ufer?

Mit eisernem Willen schaffte es die Infanterie. Und wenn den Soldaten auch der Morast in die Stiefel quoll, sie wateten hindurch, bis an die Hüften im brackigen Wasser. Doch ohne schwere Waffen, ohne Infanteriegeschütze und Pak, standen sie auf verlorenem Posten. Und wie außerdem brachte man Artilleriemunition über den Tschatyrlik? Pioniere heran!

Die Zeit drängte, aber es gab in weitem Umkreis noch nicht einmal den „Urstoff" jedes Pioniereinsatzes, es fehlte an allen Ecken und Enden an Holz, sah man von dem morschen Gerippe einiger elender altersschwacher Bauernkaten ab. Es fehlte außerdem an jeglichem Material zum Brückenschlag, es fehlte an Eisenklammern, es fehlte an dickzölligen Nägeln und handfesten Eisenlaschen, es fehlte überhaupt an allem. Flammenwerfer, Bündel von Handgranaten, Minen und Ladungen, gewiß, die hatte man, aber was sollte man damit gegen einen Feind, der sich hinter einem schwer passierbaren Sumpfloch verschanzt hatte? Und was, zum Teufel, wollte man auch hier mit einer Brücke anfangen, hierher gehörte ein Damm, hierher gehörten Knüppel, schön zurechtgeschnittene feste Knüppel!

Immer höher türmten sich die Schwierigkeiten, während die Sowjets langsam frecher wurden und den Brückenkopf berannten, den die Infanterie am jenseitigen Ufer gebildet hatte. Fieberhaft überlegte der Pionierkommandeur mit seinen Offizieren, wie Holz beizutreiben sei — und dann hatte man es. In den erwachenden Tag hinein fuhren schwere Lkw. Richtung Perekop, um aus den von den Sowjets bei ihrer eiligen Flucht über die Landenge verlassenen Bunkern Holz heranzuholen. Jede Spiere war kostbar. Andere Pioniergruppen wiederum marschierten im Geschwindschritt mit unbekanntem Ziel los, die strikte Weisung befolgend, unter allen Umständen Holz zu beschaffen.

Es grenzte an Zauberei, aber das Holz kam am laufenden Band an, stapelte sich auf dem schnell improvisierten und einigermaßen gegen Feindeinsicht getarnten Materiallager. Es kamen gleichzeitig Sägen, Hämmer, Nägel. Hinter der Lehmwand eines halbwegs heil gebliebenen Bauernhäuschens flackerte ein Schmiedefeuer auf, tanzten die Hämmer auf Eisen, sangen die Sägen. Die Minuten reihten sich zu Stunden aneinander, aber das Werk wuchs, die Pioniere machten das unmöglich Scheinende möglich. Noch einmal fluchte und wetterte der Offizier der Spitze, denn der Versuch, das Material näher an den Fluß heranzubringen, mußte bei dem sofort einsetzenden Beschuß durch die Sowjets aufgegeben werden. Man mußte umdisponieren — und das dauerte wieder ein paar Minuten länger.

5000 Arbeitsstunden dauerte der Gesamteinsatz, d. h. genau einen Tag und eine Nacht lang schufteten zwei Pionierkompanien in Dreck und Schlamm, schleppten ungezählte Kubikmeter Holz aus einem immerhin ausgesprochen holzarmen Gelände heran, rammten Pfähle in den gurgelnden Brei, schnitten, sägten und hämmerten einen „Spurtafelübergang" von 800 Meter Länge zurecht: zwei parallel laufende Knüppeldammspuren, über den dann Artillerie und Munition, Lkw. und die schon sehnsüchtig erwarteten San.-Kw. zum anderen Ufer „spurten". Die Einkesselung nahm ihren planmäßigen Verlauf, in einem Bogen wurden die Sowjets nach Osten hin ab- und zusammengedrängt.

Selbstverständlich war bei den Sowjets der Groschen längst gefallen. Vom Schwarzen Meer funkten sowjetische Kanonenboote herüber und vereinten ihr Feuer mit einer dort noch stehenden Batterie ihrer Küstenartillerie zu einem gigantischen Feuerbogen. Nicht genug damit, verlängerte auch die übrige sowjetische Artillerie ihren Feuerriegel von einem gleichzeitig erfolgten zweiten Flußübergang nördlich Woronzowka bis zu diesem neu entstehenden Spurtafelübergang. Pausenlos hämmerten ihre MG über den Tschatyrlik, orgelten die schweren Brocken zu den Einsatzstellen der Pioniere hin, brachen Kaskaden von Schlamm und Wasser klatschend zusammen — bis der Hexentanz jäh sein Ende fand. Stukas griffen in den Erdkampf ein! Mit nerventötendem Geheul stürzten sie vom Himmel, krachend rissen ihre Bomben tiefe Trichter in die sowjetischen Stellungen, in Feuer und Eisen zerbrachen die feindlichen Bunker und Gräben — die Erde barst! Aber noch immer nicht schwiegen die Geschütze der Sowjets, wenn sich auch ihr langsam schwächer werdendes Feuer auf den Übergang nördlich von Woronzowka konzentrierte und die Spurtafel „links liegen ließ".

Doch auch bei Woronzowka hatte man die Zeit genutzt. Während westlich die beiden Knüppeldammspuren über den Sumpf wuchsen, war hier mitten im feindlichen Artilleriebeschuß eine motorisierte Brükkenkolonne herangejagt. Zwar waren die Schwierigkeiten nicht ganz so groß wie bei dem westlichen Übergang, was den Bau der Brücke selbst betraf, dafür jedoch hatte man zur Anlage einer südlichen Rampe eine gewaltige Erdbewegung zu leisten. Der Tschatyrlik durchschnitt an dieser Stelle als wesentlich schmalerer und klarfließender Wasserlauf eine Schlucht, die in einen Hügel mündete. Das Übel war nur: die Sowjets kannten den Übergang genau und lenkten ihr Feuer auf die beiden Uferstellen. Erst als die sowjetische Artillerie gezwungen wurde, ihre ganze Feuerkraft dem im Augenblick bedrohlicher erscheinenden Spurtafelübergang zuzuwenden, gab es für die zum Brückenschlag eingesetzten Pioniere eine Atempause von einigen Stunden.

Diese Atempause genügte. Mit Pontons war hier nichts zu machen, das sah schon ein Laie, aber eine Pfahljochbrücke, die mußte es schaffen. Und mit Holz waren die Brückenpioniere dank der Nähe des brennenden

und zerstörten Woronzowka nun einmal besser dran als ihre Kameraden weiter westlich. Als die beiden Uferstellen vermessen waren und der erste Uferbalken unverrückbar fest im Grund lag, wickelte sich alles übrige wie Übung auf dem heimischen Wasserplatz ab. Tief wuchtete der Rammbär die Pfähle in das kiesige Flußbett, und während schon die Pioniere am Ufer die Belaghölzer heranschleppten, reihte sich Bockstrecke an Bockstrecke, trugen Kreuzhacke und Spaten das südliche Steilufer ab. Nur rasch, rasch das alles, die „Schönheitsreparaturen" konnten später folgen.

Und da auch bei Pionieren aller guten Dinge drei sind, wurde gleich im Anschluß daran und teilweise schon in direkter Zusammenarbeit damit zur Entlastung der Brücke von dem naturgemäß sofort stark einsetzenden Nachschubverkehr etwa 100 Meter unterstrom der Bau einer zweiten Kriegsbrücke für 8 t eingeleitet und durchgeführt. Warum auch nicht? Sollte man die Pontons etwa auf den Wagen lassen und nicht „auspacken"? Zu spät erkannten die Sowjets, daß ihre ganze Gegenwehr vergeblich war. Noch einmal flackerte feindliches Artilleriefeuer auf, doch zu kurz kamen die Schüsse, zu ungenau.

Keine Frage, der Kampf war entschieden. Drei Übergänge zugleich, drei von Pionieren in härtestem Einsatz gebaute Brückenwege zur Heranschaffung von Artillerie, Munition und Truppen — das mußte selbst den hartnäckigsten Gegner umwerfen. Am Morgen des vierten Tages war der zweite starke Verteidigungsriegel der Krim zerbrochen. Auf drei Übergängen marschierte die deutsche Infanterie zum Süden der Krim weiter.

Sie schrecken vor nichts zurück!

Mit geballter Ladung, Flammenwerfer und blanker Waffe bereiten die Pioniere ihren vorstürmenden Kameraden den Weg in die feindliche Stellung. Überall, wo sich die Natur als scheinbar unüberwindliches Hindernis in den Weg stellt, wo der Feind seine Sperren, Bunker und Bollwerke aus Beton und Eisen dem Vormarsch entgegensetzt, ist der Pionier des deutschen Heeres zur Stelle. Ausgerüstet mit den besten Kampfmitteln und Geräten, ausgebildet als Einzelkämpfer und Stoßtruppmann in der harten Kampfschule der Pionierwaffe, krönt er alles bisher Geleistete mit neuen beispiellosen Taten bei den Kämpfen im Osten Zeichnung: Uffz. Edwin Grazioli

UNGEWÖHNLICHE Liebeserklärung

Von Gefr. KURT ZIESEL

Sie war uns in den Wochen und Monaten des Krieges so manches Mal eine treue Gefährtin zur Nacht. Unseren Schlaf hat sie bewacht und uns in all ihrer Unrast, für die sie uns landfahrenden Soldaten Sinnbild war, so oft ein tiefes, fast heimatliches Gefühl der Geborgenheit geschenkt. Sie gehörte jedem und allen von uns. Kein Soldat dieses Krieges, der nicht einmal eine Nacht in ihren Armen verbracht hätte.

Man denke nicht, was man jetzt füglich annimmt. Es handelt sich um eine sehr sachliche und gewissermaßen kriegsnotwendige Liebe, die hier besungen wird, und die Freundin, der wir hier erneut unsere Liebe erklären wollen, ist Bestandteil jedes Tornisters. Eigentlich ist sie schon vielen von uns als Knaben begegnet. Wir hatten Karl May gelesen und suchten seinen Helden nachzuleben. So zogen wir in die Wälder und Berge. Die Freuden der Jugend durchrauschten unsere Herzen. Mancher Sternenhimmel senkte uns die erste Ahnung vom Geheimnis und von der Schönheit der Welt in die erschlossene Seele. Manch abenteuerliches Kriegsspiel endete . . . ja, in den Armen der Freundin, abends, wenn wir am Strom bei einem kleinen Feuer saßen und uns schließlich niederlegten.

Ja, nun wißt ihr es wohl, wen ich meine. Der Krieg hat sie uns allen geschenkt. Jeder von uns Soldaten trägt ein Stück von ihr. Die Dreizahl macht sie erst wirklich. Einer allein kann mit dem Teil von ihr, den er mit sich führt, wenig beginnen, es sei denn, der Regen tropft auf langem Marsch, und man zieht sie sich über Kopf und Schulter. Also drei müssen sich wohl zusammentun, um sie zum Leben zu wecken, sie, unsere Freundin, die Zeltbahn.

In unserem Panzer in Frankreich, unserer engen, dunklen Behausung zu dritt, haben wir unser Zelt nicht sehr geachtet. Die wenigen Wochen Krieg dieses warmen Sommers lohnten die Mühe kaum, sich immer ein Zelt zu bauen. Manche Nächte fuhren wir ratternd und stampfend über die Straßen. Wenn wir hielten für wenige Stunden, schlief jeder von uns auf seinem Sitz, der Fahrer, der Funker, der Schütze.

Nach Tagen der Verfolgung gab es dann manchmal eine sehnlichst erwartete Spanne der Ruhe, meist nicht mehr als ein Tag und die Nacht noch dazu. Aber dort drüben im Westen lockten uns dann zu einem wahrhaft festlichen Schlaf, zu dem wir wie Könige schritten, ein Schloß in verborgenen Parks oder ein sauberes Haus mit hohen, weichen und weißen Betten. Man fühlte sich fast wie daheim.

Als wir fast eine Woche nach der Jagd zum Meer an der Aisne auf den neuen Sturm gegen Süden warteten und der Sommer in seiner strahlendsten Pracht über uns aufzog, ließen wir Schlösser und Häuser mit den schönsten Betten verächtlich liegen und kampierten wie in den Tagen der Jugend selig auf freiem Feld oder im Schatten herrlicher Buchenwälder. Nachts brummten die feindlichen Flieger über uns, und mancher Leuchtschirm schwebte über uns. Wir fühlten uns dennoch wie die Kinder geborgen in unserem luftigen Zelt. Eine kleine Laterne schwankte in der Spitze. Ehe wir schliefen, summten wir leise ein Lied, und aus den anderen Zelten tönte das Echo zu uns. Am Morgen schlugen wir, ein wenig steif geworden, die Zeltbahn vom Eingang hoch und blickten geradewegs in den Himmel, den ein breitästiger Baum wie ein Bild umrahmte. Manchmal quälten uns Tierchen zur Nacht. Aber es waren nur unschuldige Ameisen und Käfer. Wir ahnten noch nichts von jenen anderen Plagegeistern aus den Bauernkaten des Ostens.

Denn dort wurde das Zelt erst zu dem, was es uns nun bedeutet. Ein Stück Heimat, ein Stück eigenste Welt umschloß es, Tage und Wochen und Monate unser einziges Quartier. Wir hatten seine Bedeutung nicht gleich begriffen. Manchen lockte ein sicheres Haus am Wege, aber wir wurden alle bald zu der alten Gefährtin von Soldaten, dem Zelt, bekehrt. Kein Flieger erspähte es. So schmiegte es sich in Farbe und Form an die sommerlich heiße Erde. Kein Schmutz und kein widerliches Getier plagte uns.

Aus dem Abenteuer der Knaben war ein Stück Sinnbild dieses Krieges geworden. Am Tage der Marsch und der Kampf, in den Nächten das rauschende Zelt. Die kühle Erde wehrten wir ab mit Decken und mit der Wärme des anderen, der neben uns schlief. Die Stürme mochten auch noch so toben, wir wußten, wie wir unser Haus zu verankern hatten, daß es sicher stand. Kein Regen traf uns. Wir zogen Gräben um unser Haus und packten die ausgestochenen Grasnarben um das Fundament unseres Zelts. Wo sich Stroh fand und Heu, konnte uns erst recht nichts mehr geschehen. Da gab es dann ein besonderes Fest gesegneten Schlafes. Was bewahrte das Zelt nicht alles unter seinem grünen Dach? Nicht nur unsere müden Leiber, nein, auch unsere Träume und alle Sehnsucht, die wir im Herzen trugen nach der fernen Heimat, den Lieben daheim, der Frau, den Kindern, den Eltern. Von hier aus wanderten unsere Briefe nach Hause. Es war uns nun selbst ein Zuhause, das wir mit uns trugen, wohin wir auch kamen. Am Morgen brachen wir es ab. Der Krieg entrückte uns unserer Welt, Strapazen und Härten des Marsches, der Durst, der Staub peinigten unsere Kehlen, der Tod nahm uns manchen Gefährten fort, und Bitterkeit und Schmerz härteten unser Herz. Aber am Abend, wenn wir wieder die Pflöcke in neue Erde schlugen, die wir am Tage erkämpft, wenn wir die flatternden Zeltbahnen in die Fessel ihrer Bestimmung bannten, nahmen wir wieder Besitz von dem, was uns teuer war.

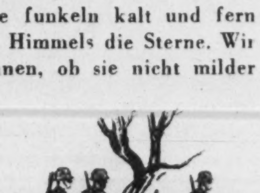
Es waren meist drei, die zusammengehörten; was machte sie stärker zu Freunden als das grüne, schwankende Haus! Hier tauschten wir unsere Gedanken, hier trieben wir manchen Unfug bei Spiel und bei einem Umtrunk. Bis im schon aufdämmernden Herbst mit den längeren Nächten, den kalten Morgen, dem wachsenden Tau in unser wanderndes Zelt der Tod einbrach. Am Mittag war bei einem Angriff der Kamerad gefallen. Wir begriffen kaum, daß sein Tod wirklich sein konnte. Nicht weit von der Stelle, wo wir am Abend wieder das Zelt aufschlagen wollten, lag sein Grab. Der Hügel war dunkel von frischer Erde, und die Blumen, die wir am Waldrand für ihn gesucht, leuchteten noch unverwelkt. Wir beide, die wir noch lebten, sahen uns fast erschrocken an, als wir das Zelt nicht vollenden konnten, weil sein Teil fehlte. Er ruhte mit ihm in der Erde. Als ihn Kameraden aus dem Feuer nach rückwärts trugen, hatten sie seine Zeltbahn, die er bei dem strömenden Regen über der Schulter trug, um seinen Leib gelegt.

So suchten wir uns ein Haus und fanden es wohl, aber kein Schlaf vertrieb uns die Nacht. Es wurde kalt, und es schien uns, als habe er mit jenem Stück unseres wandernden Hauses auch den Sommer mit in die Erde hinabgenommen. Bald vermochte keiner mehr in den Zelten zu schlafen.

Dann kam der Schnee. Aber wir vergaßen die Zelte nicht. Oft träumten wir nachts von ihnen, dann wachten wir jäh auf. Aber wir lagen auf hartem Boden in einem dumpfen Haus, gepeinigt von östlichem Schmutz.

Und wir begannen immer heftiger an unser Zelt und den Sommer zu denken. Jeder hatte seinen Teil nun unter dem Kopf als dürftiges Kissen oder nahm die Zeltbahn als Unterlage.

Ist solche Gefährtin nicht der Liebe und Zuneigung wert? Der Krieg hat sie uns geschenkt, in seinen Launen und seinem wandelbaren Geschick ist sie uns allen in Treue ein Trost und ein Stück des Vertrauten und Bergenden, das wir entbehren, nach dem wir uns sehnen. Über Eis und Schnee funkeln kalt und fern auf der riesigen Wölbung des Himmels die Sterne. Wir spähen doch manchmal zu ihnen, ob sie nicht milder zu leuchten beginnen, in leisem Zittern nach Wärme und baldiger Heimkehr des Sommers. Dann wollen wir wieder dankbar, bescheiden und glücklich in ihren Armen ruhen, beschirmt sein von unserer Freundin, selig wie Knaben unter dem Dach unseres Zeltes.



Zeichnungen: Gefr. Herbert Thiele

Front ohne Beispiel

(Fortsetzung von Seite 4)

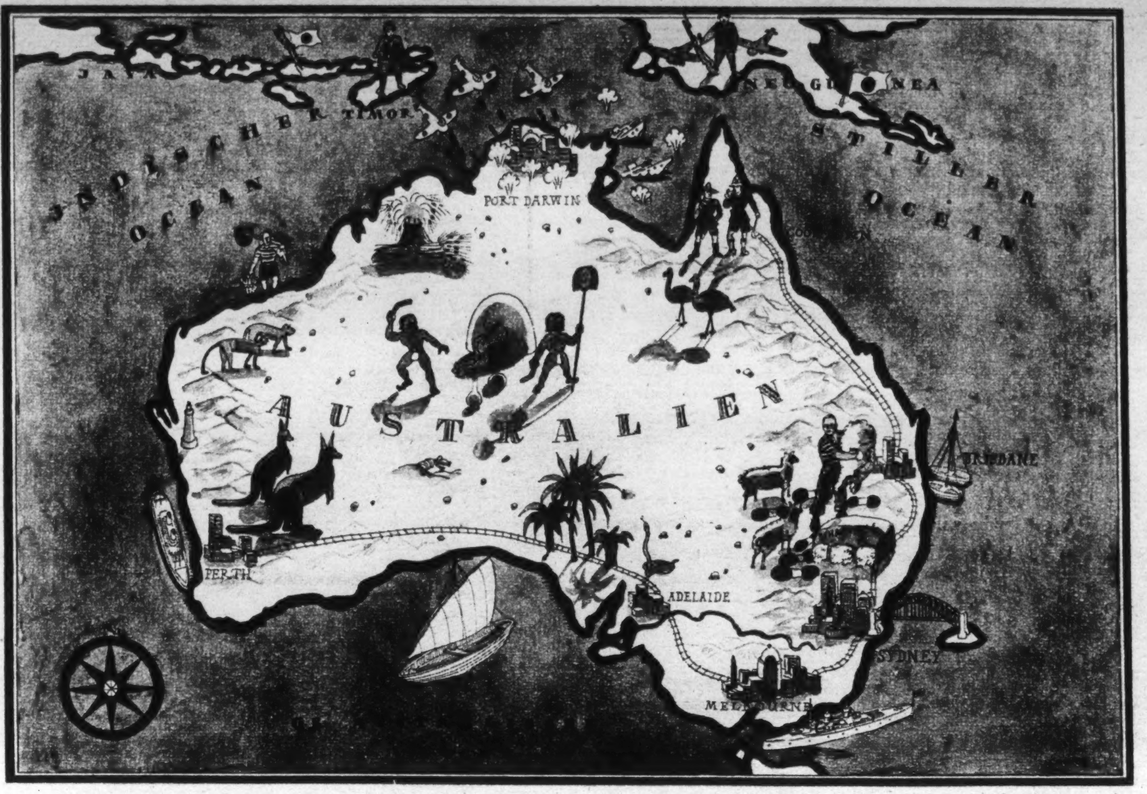
Regentropfen, um die Qual zu erleichtern. Nur selten macht sich ein kühlender Wind auf, und wenn gar, dann ist es meist ein Vorbote, der anzeigt, daß in den nächsten Stunden die Wüste den Ghibli beschert. Wenn er erst rast, dann wird die Hitze beinahe unerträglich. Das Öl im stehenden Fahrzeug erreicht Temperaturen über 60 Grad, das Kühlwasser über 75. Das Eisen ist so heiß, daß man es mit bloßen Händen nicht anfassen kann. Das Wasser verdunstet dreimal so schnell als gewöhnlich. Und es ist doch so kostbar. Vielleicht zeigt sich am ausgeprägtesten im Ghibli Gesicht und Seele Afrikas. Man kann ihn schlecht schildern, man muß ihn erleben — das ist selbst für einen alten Afrikaner, wenn man so sagen darf, der Weisheit letzter Schluß. Es sei trotzdem hier der Versuch gemacht, ihn in kurzen Strichen zu zeichnen. Man schmeckt ihn auf der Zunge und fühlt ihn in der Nase schon vorher. Wenn er erst da ist, dann erlebt man die Wüste in ihrer ganzen Brutalität. Wir haben für ihn einen Ausdruck gefunden, der zeigt, wie sehr wir ihn „lieben“. Er heißt: „Der gelbe Höllenhund.“ Wenn er erst losgelassen ist, dann wird das Leben zur Last. Willenlosigkeit und körperliches Unbehagen, Hitze und Durst martern Körper und Seele. Die Augen brennen vom Sandstaub, der überall eindringt, auch in Nase, Mund und Ohren. Der Atem geht schwer, der Schweiß rinnt in Strömen, und ein wahnsinniger Durst quält den Menschen. Der Europäer kann an Ghiblitagen leicht viele Liter Flüssigkeit trinken.

Der Sandsturm peinigt nicht nur körperlich, sondern weit mehr seelisch. Er macht schwach, matt und verringert die Widerstandsfähigkeit. Er ist wie eine niederdrückende Last. Der Ghibli scheint alles vernichten und abtöten zu wollen. Dicke Sandschleier flattern über das Land, schaffen manchmal eine dichte Sandwand und reißen sie nur zuweilen wieder auf. Die Sonne verschwindet, es wird ganz trübe, und alles ist Sand in Sand. Man kommt sich vor wie in einem Kessel, in dem mit mächtigen Windmühlenflügeln Sand umhergewirbelt wird. Der Ghibli hat die Macht, alles für Stunden, manchmal sogar für Tage lahmzulegen, alle Bewegungen oder Operationen in der Luft gleichermaßen wie auf der Erde.

Wasser ist Anfang und Ende in der Wüste. Eine der wichtigsten Voraussetzungen für die Schlagkraft einer Truppe ist, daß sie ausreichend gutes Wasser zur Verfügung hat. Darum wird auch Tag und Nacht mit Filtrierapparaten gearbeitet, um keimfreies, genießbares Wasser zu schaffen, denn die vorhandenen Brunnen liefern nur solches, das für die Ernährung und zum Trinken nicht zu gebrauchen ist. Oftmals müssen die Fahrzeuge der kämpfenden Truppe von weither kommen, um sich ihre Wasserkanister mit der kostbaren Flüssigkeit füllen zu lassen. Quellen gibt es nur sehr wenige. Eine Ausnahme bildet das Gebiet um Derna, das das „Wasserreservoir“ der Cyrenaika ist. Für jeden in Afrika kämpfenden Soldaten ist Dernawasser ein Geschenk und mehr als das, ein Begriff geworden. Die Quellen in und um Derna sind nicht nur sehr ergiebig, sondern spenden auch reines Süßwasser. Was das heißt, kann nur der ermessen und in seiner Bedeutung richtig einschätzen, der wochenlang das mehr oder minder salzhaltige Wasser der Oasen- und Wüstenbrunnen hat trinken müssen. Denn obwohl die Italiener schon seit 1926 mit großzügigen Tiefenbohrungen begonnen haben, um artesisches Wasser zu gewinnen, ist die Wasserversorgung im wesentlichen noch auf Brunnen oder Zisternen, die sich im Winter mit Regenwasser füllen, gestützt. So ist der Krieg in der Wüste auch immer ein Kampf um das Wasser. Als im Frühjahr 1941 die Briten bis zur libysch-ägyptischen Grenze gejagt wurden, haben sie auf ihrer Flucht die meisten Brunnen unbrauchbar gemacht. Aber die deutschen Filtertrupps und die Kameraden der italienischen Wasserkompanien reinigten sofort die Brunnen wieder und sicherten sie gegen neue Unbrauchbarmachung.

Um den durch die Anwesenheit großer Truppenverbände sehr gesteigerten Wasserverbrauch sicherzustellen, wurden noch zusätzliche Bohrungen in den Sanddünen der Küstenlandschaft vorgenommen. Der Wasserbedarf ist natürlich in der Wüste verhältnismäßig groß. Man muß schon unter normalen Umständen für den Mann pro Tag fünf Liter rechnen, von denen jedoch nur zwei für den persönlichen Bedarf verwendet werden dürfen, während drei Liter der Feldküche zufließen.

Fortsetzung in der nächsten Folge:
ROMMEL SCHLÄGT ZU!



Vom vergessenen zum bedrohten Erdteil

Natur, Bevölkerung, Geschichte und Politik Australiens

Von General der Artillerie PAUL HASSE

Kein Erdteil ist dem Mitteleuropäer so unbekannt und war ihm bisher so gleichgültig und nebensächlich wie der sogenannte fünfte Erdteil Australien. Das ist nun durch den Anschluß Japans an die Achsenmächte und seine siegthafte Eroberung des pazifischen Raumes mit einem Male ganz anders geworden. Es sieht so aus, als ob die Sintflut diesen abseitigen Erdteil vergessen hätte. Seine Tier- und Pflanzenwelt unterscheidet sich sonderbar von der aller anderen Erdteile, ja auch von denen der nächstgelegenen Inselgruppen Ozeaniens. Beuteltiere, Schnabeltiere, Großeidechsen, Giftschlangen, wie sie in Australien leben, gibt es sonst nirgends auf der Welt. Und auch die Eingeborenen des inneren Australiens, die Arauta, sind eine schwarze Urrasse von einer in der Welt einzig dastehenden Primitivität. Und doch haben sie eine weltbekannte Erfindung gemacht und zu einer einzigartigen Waffe ausgestaltet: den Bumerang.

Klimatisch ist die Ost- und Südostküste der bevorzugteste Teil Australiens mit tropischer Vegetation. Auch die Nordküste und kleinere Teile des Südwestens erfreuen sich eines mehr oder weniger tropischen Klimas. Aber das ganze Innere des Erdteils ist Steppe und Salzwüste. So ist es kein Wunder, wenn in der Zeit der großen holländischen Seefahrer dieser Erdteil zwar entdeckt, aber, als wenig verlockend, unbeachtet geblieben ist. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts schnappten die Engländer es den Franzosen vor der Nase weg, indem sie in dem besten Teile Australiens an der Ostküste ihre Flagge aufpflanzten. Bei ihrem Überfluß an kolonialem Besitz wußten die Briten zunächst nichts Rechtes damit anzufangen. Seit 1788 schoben sie ihre Verbrecher dorthin ab. Das sind also die Ahnen eines Teils der heutigen weißen Bevölkerung Australiens. Erst nach 50 Jahren kamen englische Siedler und setzten sich weitab von den Deportierten im nördlichen Teil der Ostküste fest. Im Laufe der Zeit siedelten sich auch in Westaustralien einige Engländer an, eine Anzahl deutscher Bauern, nach dem Weltkriege auch einige Italiener, endlich kamen noch, sehr ungern gesehen, Japaner, Chinesen und Malaien. Aber die alten britischen Australier legten höchsten Wert darauf, daß die Zahlen dieser Nichtbriten möglichst beschränkt blieben.

So blieb Australien ein leeres und noch dazu kinderarmes Land mit 6½ Millionen Einwohnern auf 7,8 Millionen Quadratkilometer, also noch nicht einmal einem Menschen je Quadratkilometer, während das benachbarte Ozeanien und ganz Ostasien von Menschen wimmelten, die dringend nach Siedlungsland suchten. Die Selbstsucht der Australier ließ das kalt. Ihre Viehzucht, insbesondere die Schafzucht mit der größten Wollproduktion der Welt, und ihre starke Weizenerzeugung ermöglichten den 6½ Millionen Menschen ohne große Mühe einen Lebensstandard, der von keinem Lande der Welt übertroffen wird. Und diesen angenehmen Zustand wollten sie sich erhalten. Das Mutterland England hatte nichts gegen diese Abschließungsbestrebungen einzuwenden, im Gegenteil, es unterstützte sie. Infolgedessen bestand zwischen der englischen Insel und Australien ein überaus freundschaftliches Verhältnis. Keines der Dominien war so bereit, dem Mutterlande aufopfernd zu Hilfe zu kommen, als der zweite Weltkrieg begann. England aber stellte die australischen Truppen rücksichtslos überall in die vorderste Front.

Solange der Krieg sich in den Bereichen des Mittelmeeres abspielte, trugen sie die Verluste willig. Der Gedanke, daß auch ihr eigenes Land in den Bereich dieses Krieges kommen könnte, lag ihnen damals noch weltenfern. Dann aber trat Japan seinen Siegeslauf an, schaltete im Verlauf seiner Operationen die USA-Stützpunkte Hawai, Wake und Guam und die angeblich uneinnehmbaren britischen Seefestungen Hongkong und Singapur aus und nahm damit den Engländern jegliches Ansehen im ganzen Fernen Osten. Es sperrte die Straße von Malakka, die Sunda- und die Lombokstraße und riegelte alle kleineren Straßen zwischen den niederländisch-indischen Inseln durch Stützpunkte ab. So gibt es heute nur noch einen Weg aus dem Stillen in den Indischen Ozean, und der führt zwischen Port Darwin an der Nordspitze Australiens und der portugiesischen Insel Timor hindurch. An der Südspitze dieser Insel haben die Japaner in Koepang schon Fuß gefaßt. Nichts liegt näher als der Gedanke, daß Japan auch diesen letzten Durchgang von der Westküste Amerikas zum Indischen Ozean sperren wird. Das aber bedeutet, daß es auch die dritte Seefestung des Empires im Fernen Osten, Port Darwin, in seinen Besitz bringen wird.

Australien sah das Verhängnis kommen und rief nun seinerseits das Mutterland um Hilfe an, die es selbst ihm so oft und so treu geleistet hatte. Aber es rufte vergebens. Australien wendet sich deshalb verbittert vom Mutterlande ab und wirft sich nun Amerika an den Hals. Aber Nordamerika hat bisher noch wenig getan und kann wohl auch aus Mangel an Schiffsraum kaum etwas tun, was nach durchgreifender Hilfe für Australien aussähe.

Japan hat durch den Mund Tojos eine letzte Warnung an Australien gerichtet. Sagt es sich los von England und Amerika, fügt es sich in sein Schicksal, den fünften Erdteil für die ostasiatischen Völker zu öffnen, dann wird es teilhaben an der glänzenden Zukunft des pazifischen Raumes. Will es aber den Krieg, dann droht die Vernichtung, und es scheint, als ob die Regierung sich jeder Einsicht verschließen und ihr Volk blind in das Verderben hineinführen wird.

DIE MUTTER

Nicht zur Seite können wir euch schreiten,
Euch nicht laben in der heißen Schlacht,
Dürfen euch das Lager nicht bereiten,
Wenn der Tag verblutet in die Nacht.
Nicht die wunden Füße betten, pflegen
Dürfen euch die Mütter und die Frau'n —
Ach, auf euren ungeheuren Wegen
Seid ihr uns entrückt in Blut und Grau'n.

Aber wissen sollt ihr, sollt es spüren,
Daß wir dennoch stündlich um euch sind,
Mag euch einer Linde Duft berühren,
Fächelt euch die feuchte Stirn ein Wind.
Schatten Bäume schützend auf euch nieder,
Wird euch Rast auf sanftem Wiesengras.
Badet fremder Strom auch kühl die Glieder,
Labt die dürre Kehle euch sein Naß.

Unser Sorgen ist es, unser Beten,
Unser Dank, der Erde anvertraut —
Doch auch wenn ihr vergeht, immer treten
Wir mit an, ob ihr uns gleich nicht schaut.
Die gebären sollen, die gebaren,
Kennen Schmerz und Blut wie Salz und Brot —
Bei euch sind wir mitten in Gefahren,
Mit euch stehn wir wissend vor dem Tod.

Keiner unter euch, den wir nicht tragen,
Der durch uns nicht an der Heimat hing,
So wie einst mit jedes Pulses Schlagen,
Als ihn seiner Mutter Schoß umfing.
Stumm, in unerschöpflichem Gedenken,
Aus dem Borne, der uns alle speist,
Strömend, strömend wollen wir euch tränken —
Und ihr wißt es. Und das Leben kreist.

INA SEIDEL

Zum Muttertag 1942

Aufnahme: Gefr. Haase

DER SOHN

Mütterliche, laß mich dir bekennen
Mit der Inbrunst, die dies Wort umschließt,
Fühl' ich doch, wie deine Sorgen brennen,
Weiß ich doch, daß du uns alle siehst:
Den und den, den Starken und den Schwachen,
Die erst Not zu hartem Stahl geschweißt,
Die des Führers Freiheitsschlachten schlagen,
Jubelnd folgen seinem Feuergeist.

Einfach ist's. Wir kämpfen und wir fallen,
Weil wir Mütter haben so wie dich,
Die den Weg des Opfers mit uns wallen
Und als Quell des Volks vollenden sich.
Sterben wir, wir wissen: Neues Leben
Strömt hinein in den Geschlechterstrom.
Mütter sind, die Blut und Seele geben.
Mütter sind, die uns im Tod umschweben.
Mütter bauen uns den ew'gen Dom.

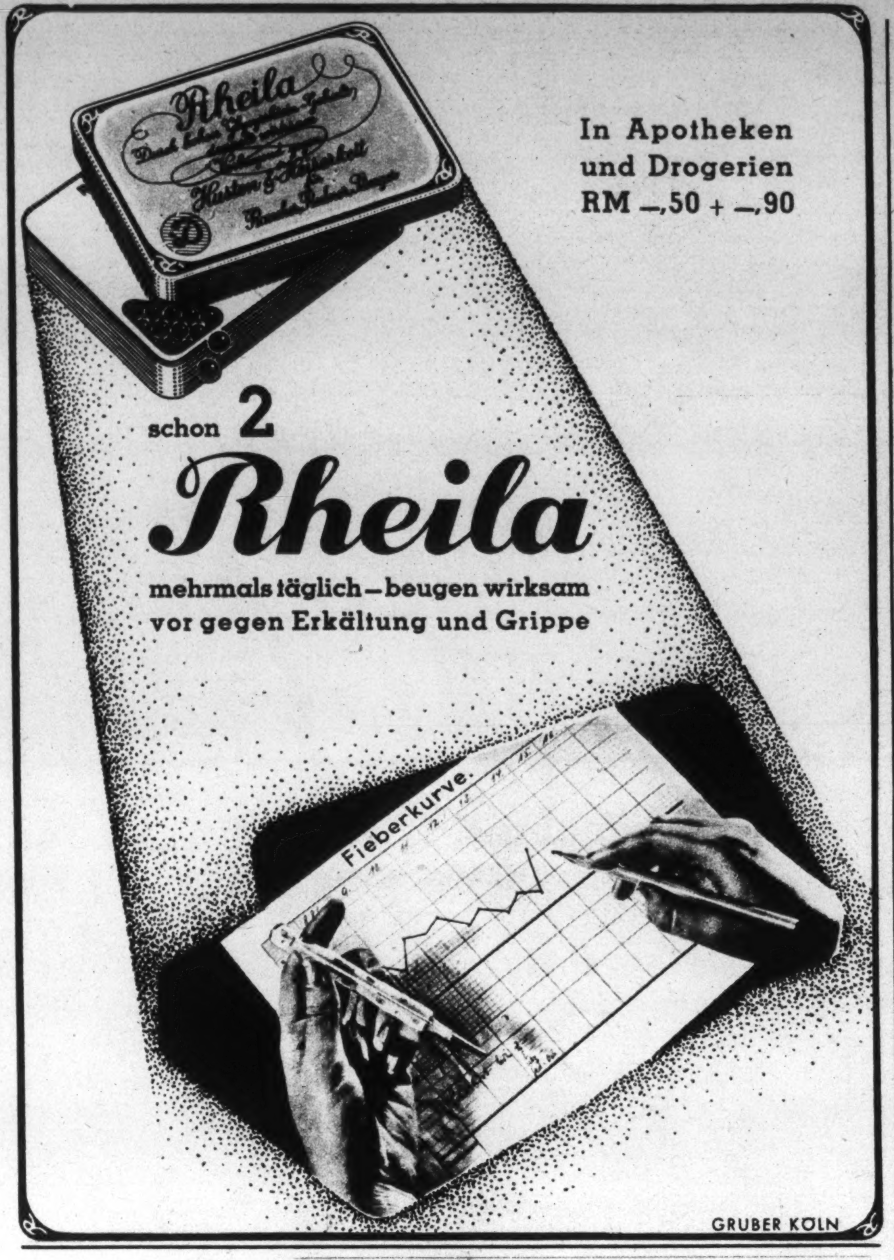
Mutter, laß den Sohn dir dies bekennen
Mit der Inbrunst, die das Wort umschließt.
Fühl' ich doch, wie deine Sorgen brennen
In dem Lied, das Deutschlands Söhne grüßt.

Unteroffizier JOSEPH SCHMIDT

TAG DER WEHRMACHT ZUM KRIEGS-WINTERHILFSWERK

Einmal im Jahr gibt die Wehrmacht der Heimat ein Fest. Da können Eltern die Kasernen gründlich durchstreifen, darf Vater sogar selbst mit dem MG schießen, der Pimpf aus dem Kochgeschirr des großen Soldatenbruders Erbsensuppe löffeln oder mit dem Schwesterchen auf Kriegsfahrzeugen spazierenfahren. Und die Soldaten denken sich für das schöne Geschlecht besondere Dinge aus. Hier z. B. ein „Vermittlungsbüro" für Bekanntschaften mit den Männern einer Kompanie. Gegen eine „Gebühr" erhalten die Damen den Lebenslauf und das Porträt des Landsers — und der Zustrom ist groß!

Aufnahmen: E. Erdmann (Rondophot), Scherl (2)



DAS ERSTE GEFECHT

(Fortsetzung von Seite 7)

jetzt gegenwärtig hatten. Allen aber fielen fast gleichzeitig die Worte ihres Ausbildungsunteroffiziers ein, die er ihnen entgegengeschrien hatte: „Schußfeld geht vor Deckung!" Nein, es fiel ihnen nicht ein. Sie hörten es! Sie hörten es jetzt so deutlich, als stünde der baumlange Unteroffizier hinter ihnen, leicht vorgeneigt und die Hände in einer großartigen Weise hinter dem Rücken geschlossen. Und immer wieder schrie er: „Schußfeld geht vor Deckung!"

Sie nahmen sich zusammen, stützten sich auf und hoben die Köpfe. Da sahen sie, daß die Alten schon wieder im Begriffe waren, aufzustehen und dem Offizier zu folgen, der mit der Hand ein Zeichen nach hinten gab.

Auf der Straße wurden Panzerjäger nachgezogen. Das weite Feld wurde immer lebendiger. Jemand schrie nach einem MG. Die Schützen kamen; das Gewehr auf der Lafette zwischen sich tragend, stolperten sie leicht gebückt zu einem Erdhaufen, wo sie in Stellung gingen.

Da öffnete sich zwischen den vordersten Teilen der Kompanie die Erde, und aus dem Acker schoß eine schwarze Fontäne empor. Die Neuen fühlten, wie die Erde bebte und zuckte. Sie hatten sich zu Boden geworfen, über ihnen rauschte und heulte es. Ein Schauer von Schlamm und leichten Schollen regnete über ihre Leiber. Sie blieben lange Sekunden an den Boden gepreßt liegen, mit fliegendem Atem, obwohl sie kaum gelaufen waren. Dann sahen sie den Kompanieführer aufspringen und vorgehen. Sie folgten ihm, und ihre Augen irrten über den erbarmungslos ebenen Acker, nach einer Deckung gegen die Splitter suchend. Sie fanden sie hundert Meter vor sich in einem Graben. Doch bevor sie sich auf seine Sohle warfen, zögerten sie, denn dort unten lag eine Unzahl von sowjetischen Toten und Verwundeten. Sie hatten, während sie nun zwischen ihnen lagen, Zeit, sich alles genau zu betrachten, die Uniformen, die Bewaffnung, die Gesichter der Getroffenen. Lange Zeit, viel zu lange Zeit. Zum ersten Male glaubten sie, es könnte ihnen nicht gelingen, ihren Gleichmut zu bewahren, aber dann überwanden sie sich doch, die Müdigkeit half ihnen dabei. Sie atmeten auf, als es endlich weiterging. Das Moor wurde erreicht, es war dicht mit Weidengebüsch bewachsen. Zuweilen brachen sie bis zu den Hüften ein, sie hatten Mühe, untereinander die Verbindung nicht abreißen zu lassen. Eine Gruppe, die zu weit nach links geraten war, verlor den Anschluß. Der Obergefreite, der sie führte, versuchte vergeblich, vorgehende Kameraden in dem Kusselgelände zu erkennen.

Irgendwo lag ein Stück Heide, eine Insel spätsommerlicher Glückseligkeit inmitten des einsamen unter dem Gespinst der Nebel frierenden Moores. Auf diesen Flecken Heide betteten sie einen Schwerverwundeten. Er war einer ihrer jüngsten Kameraden. Er war einer von den Neuen! Um ihn verbinden zu können, hatten sie seinen Oberkörper entkleidet. Sein Mund war voll Trotz, die Stirne hoch und streng, die Augen kühl und wissend.

Der Sterbende hatte wohl seinen Zustand erkannt, und er wußte, daß seine Kameraden weiter mußten. In dem Augenblick jedoch, in dem er begriff, daß er allein in dem Moor sterben würde — in diesem Moor, das von der Schöpfung vergessen worden war und aussah wie die Welt am Anfang, dämmerig, traurig —, wuchs seine Seele in das Rätselhafte heldischer Todesverachtung. Und er sagte: „Vielen Dank, daß ihr mir so schön geholfen habt. Aber ihr müßt weiter!"

Die Alten blickten in seine Augen, die jetzt so groß waren in dem klein gewordenen Gesicht, daß man sie allein sah. Verwirrung befiel sie. Sie hatten das nicht von ihrem jüngsten Kameraden erwartet. Was sie verwirrte, war nicht die Klarheit des Wissens um den Tod, die in seinem Gesicht geschrieben stand, sondern der Mut, der sich nicht mehr gegen das Schicksal auflehnte oder nach Hoffnungen suchte.

Und der Kampf ging weiter. Sie marschierten vor. Als letzter blieb einer von den Alten zurück. Er beugte sich über den Sterbenden und sagte: „Wir lassen dich nicht allein . . ., die anderen kommen gleich." Aber der, der vor ihm lag, sah ihn an: „Geh jetzt", sagte er, „du bist vorn nötiger!"

Gegen Abend hatte sich der Gegner abgesetzt. Die Kompanie stellte Feldwachen aus und richtete sich in den genommenen Stellungen ein. Da saßen sie nun in ihren Gräben, die Luft war glasklar und rein. Die Rauchpilze der Einschläge standen fast schön vor dem zerrissenen Waldstück. Sie aßen Mohrrüben, die mitten zwischen den Stellungen auf großen Beeten wuchsen. Keiner von ihnen hatte vorher gewußt, daß Mohrrüben so gut schmecken. Ganz langsam zerkauten sie die roten Wurzeln. Sie aßen das ganze erfüllte Jahr mit ihnen, sie schmeckten so gut nach Erde und der Süße der Sommerwärme, nach Wasser und ewiger Fruchtbarkeit.

Wochen später erstarrte die Front. Es kam der Befehl an die Sicherungen, sich fest einzugraben und richtige tiefe Schützenlöcher mit splitterfesten Unterständen zu bauen. Pioniere hoben eine Hauptkampflinie aus. Der Soldatenalltag begann einen anderen Rhythmus einzunehmen. Längst sprach keiner mehr von den Alten die Neuen als Ersatz an. Der Kampf hatte den Unterschied, den die Neuen damals vor ihrem ersten Gefecht zwischen sich und den Alten zu spüren meinten, aufgehoben. Sie waren eins! Und nun, da der Lehm und Dreck der Erdlöcher und Bunker ihre Uniformen, die vor Wochen noch neu und unbefleckt waren, überzogen hatte, gab es auch äußerlich nichts mehr, was sie aus der grauen Front ihrer Kameraden herausgehoben hätte.

Papa Wrangel und das schöne Geschlecht

Der unter dem volkstümlichen Namen „Papa Wrangel" bekannte preußische Feldmarschall war ein großer Verehrer des schönen Geschlechts. Auf seinen Ritten durch die Stadt Berlin warf er den ihm begegnenden jungen Damen Kußhändchen zu. Anläßlich eines Empfanges begrüßte er alle jungen Mädchen, die in einer Reihe standen, mit einem Schmatz. Im zweiten Glied hatte sich die ältere Damengeneration aufgebaut. Mit einem „Brrr" wandte sich Papa Wrangel ab und rief seinem Adjutanten zu: „Küsse weiter, mein Sohn!"

Ein andermal — es war bei einem Hofball — geleitete ihn der Kronprinz in den Saal. Dabei zeigte er begeistert auf den Kreis reizender junger Frauen, die in tiefdekolletierten Balltoiletten im Festsaal versammelt waren. „Haben Sie so etwas schon mal gesehen?" fragte der Kronprinz, überwältigt von soviel Anmut und Schönheit. Worauf Papa Wrangel schmunzelte: „Seit meine Entwöhnung nich mehr, Kaiserliche Hoheit."

Erkundet - beobachtet - gemeldet

DÄNEMARK Die erste Gas-Dieselanlage für ein Seeschiff wird auf einer dänischen Werft zur Zeit in ein neues 3000-BRT-Schiff eingebaut. Die Anlage wird mit aus Kohle erzeugtem Generatorgas als normaler Viertaktdiesel betrieben. Der Maschinenraum ist um 13 v.H. kleiner als der eines gleich starken Dampfschiffes.

DEUTSCHLAND Von Firmen des Bremer und Hamburger Import- und Rohtabakhandels und der deutschen Zigarrenindustrie ist in Bremen eine „Tabakbau- und Handelsgesellschaft m. b. H." gegründet worden. Die Gemeinschaftsgründung ist eine Versuchsgesellschaft, die die Aufgabe hat, die Voraussetzungen für die Anpflanzung von Zigarrentabak in der Ukraine zu prüfen. Die Bemühungen zielen auf die Züchtung und Erzeugung eines Zigarrentabaks guter Qualität an Stelle des bisher in der Ukraine angebauten Machorka- oder Bauerntabaks hin, während die Produktion von Zigarettentabak nicht beabsichtigt ist.

ITALIEN Ein propellerloses Flugzeug wurde von zwei Offizieren von Mailand nach Rom (474 km mit 209 km Stundengeschwindigkeit) geflogen. Das Arbeiten seines „Rückstoßmotors" ist noch unbekannt. Er befindet sich im hohlen, sich nicht nach hinten verjüngenden Rumpf innerhalb eines eigenen, besonders geformten Rohres. Antrieb durch Benzin, außerdem wird Antrieb durch Luftausdehnung und Kompression durch den Sog gewonnen.

JAPAN Über ein neues japanisches Zerstörerflugzeug, das sich bereits bestens im Kampf bewährt hat, wurden jetzt vom japanischen Kriegsministerium nähere Angaben gemacht. Der neue Flugzeugtyp erhielt den Namen „Hayabusa" (Falke). Die Maschine ist sehr schnell und so konstruiert, daß sie Kurven und andere Flugmanöver auf kleinstem Raum ausführen kann.

An allen höheren Schulen Japans werden Segelflugkurse als Pflichtlehrfach für die Schüler der drei letzten Klassen eingeführt.

Mit dem Ziel der Entsendung von 100 000 japanischen Familien nach Sumatra zur Erschließung der Hilfsquellen dieses Landes wurde in Tokio der „Sumatra-Verband" gegründet.

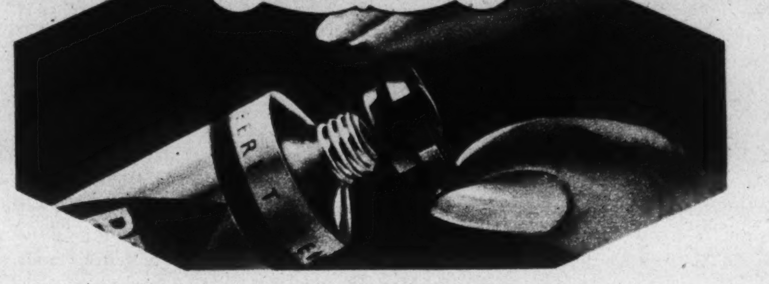
In den ersten drei Monaten des ostasiatischen Krieges haben die Japaner Landgebiete besetzt, die fünfmal so groß sind wie das japanische Mutterland einschließlich Süd-Sachalin, Korea und Formosa. Die gesamte besetzte Fläche beträgt 3 217 400 qkm mit einer Bevölkerung von über 100 Millionen.

Die japanische Armee stellte in Rekordzeit eine etwa 400 km lange Autostraße fertig, die von einem ungenannten Stützpunkt in Thailand nach Moulmain führt und für den Nachschub im Birma-Feldzug große Bedeutung besitzt.

USA Die Panzerwaffe der USA besteht erst seit Juli 1940. Anfang 1941 zählte sie 26 000 Mann und 6400 Kraftfahrzeuge. Nach Durchführung des Aufbauprogramms soll sie 84 000 Mann und 20 000 Fahrzeuge umfassen.

Nach Angaben der japanischen Zeitschrift „Taiyo" besaß Amerika im September 1940 102 Unterseeboote mit 102 500 t. Im Mai 1941 war die Zahl auf 107 gestiegen, 80 weitere waren im Bau. Bis Januar 1942 sollte ein weiteres U-Boot fertiggestellt sein. Für 1942 sei mit der Fertigstellung von 11, für 1943 mit 30, für 1944 mit 39 U-Booten zu rechnen. Von den fertigen 107 U-Booten seien 70 Prozent überaltert und Schiffe unter 800 t.

III PEZ 6 41



Tube gut verschlossen halten!

Noch vor dem Putzen der Zähne — also unmittelbar nach dem Auftragen der Paste auf die trockene Bürste — soll man die Tube sofort wieder schließen, damit ihr kostbarer Inhalt frisch bleibt und seine reinigenden, desinfizierenden und erfrischenden Eigenschaften nicht verloren gehen. Da PERI-Eucalyptus-Zahncreme heute nur in beschränktem Umfange geliefert werden kann, sollte sparsame Verwendung durch richtige Behandlung und sofortiges Schließen der Tube nach Gebrauch immer erstrebt werden.

PERI
Eucalyptus
ZAHNCREME
„Zeitgemäss durch die Ergiebigkeit"

DR. KORTHAUS — FRANKFURT A. M

Ein rätselhafter Sportsmann

Kühne Entschlossenheit (nimm i statt u),
Füg, fußlos, einen Freiheitshelden zu,
Nimm halbes As und Zimmereingang dann,
Setz ein Gewässer ohne e daran
Und du hast, was beim Fußball weit und breit
Stets eine wichtige Persönlichkeit.

Silbenrätsel

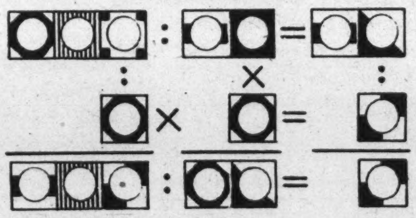
Aus den Silben:

a — berg — bett — brog — da — dau — del — del — do — dung — e — ein — ein — en — er — fach — fahrt — fin — flie — gar — ger — i — im — in — irr — irr — ka — kis — kom — le — ler — li — mann — me — mel — men — mi — mut — na — ne — ne — ne — nen — nen — nie — pal — ri — ri — ro — schaft — sen — sen — si — si — tan — tel — ten — va — wis

sind 19 Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben, von oben nach unten, und deren vierte Buchstaben, von unten nach oben gelesen, eine militärische Wahrheit ergeben (ch ist ein Buchstabe).

1. Weiches Lager, 2. Luftheld im Weltkrieg, 3. Werkpilot, 4. Zeitverlust für Fahrer, 5. Königreich im Himalaja, 6. besonderes, abgegrenztes Forschungsgebiet, 7. Erdteil, 8. Gerät des Schneiders, 9. Eßgeschirr, 10. Eigenschaft hochherziger Menschen, 11. Nebenbuhler, 12. feiner Spott, 13. schöpferische Tat, 14. Labyrinth, 15. unechter Edelstein, 16. Schlachtenort im Weltkrieg, 17. Fahne eines europäischen Staates, 18. Name für den Malaiischen Archipel, 19. Arbeitsgewinn.

Raten und Rechnen

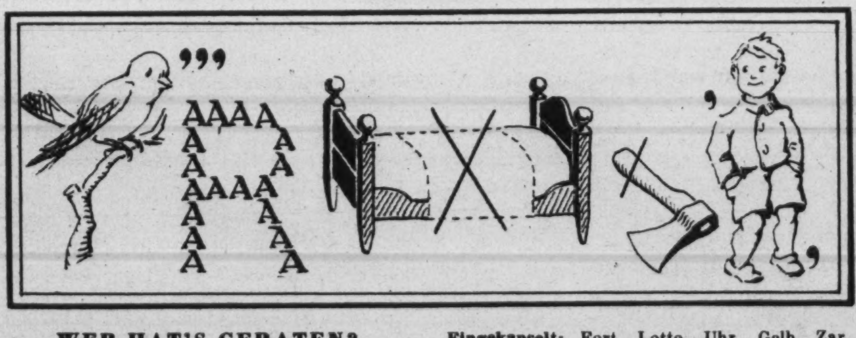


Jedes Karo bedeutet eine Ziffer, gleiche Karos bedeuten immer gleiche Ziffern. Diesen Angaben entsprechend sind die Ziffern zu finden, die — in die runden Felder eingesetzt — die senkrechten und waagerechten Rechenaufgaben richtig lösen.

Beides nützlich

Die: eingezäuntes Weideland,
Das: nimmt oft der Soldat zur Hand

Bilderrätsel



WER HAT'S GERATEN?

Auflösungen aus der vorigen Folge

Eine rätselhafte Geschichte: Folgende Wörter sind im Text der Anekdote durch Ziffern gegeben: „ehrlich, verdient, ein, dem, Ludwig, den, eine, neue, er, die, der, mit, der, dieser, gern, unterwerfen, gelten, eine, Idee, erwiderte, der, und, sind, Sie, dieser, befreit".

Eingekapselt: Fort, Lotte, Uhr, Gelb, Zar, Eros, Ute, Geld, Tank, Raub, Alma, Erde, Gas, Eins, Reif. — Flugzeugtraeger.

Kreuzgitter: Isis, Kastanie, Deckel, Nonne, Leda, Semester, Enzian, Gans, Storm, Insel, Adagio, Telemark, Maas, Milano, Mandrill, Hacken, Nassau, Etuede, Nelli, Araber.

Aus vier Vierteln: Be/ob/acht/er.

Traumaplast das heilende Wundpflaster

Geschnitten?

Mit gefährlichen Verletzungen sofort zum Arzt. Für alle übrigen aber tut es sein Rat und - Traumaplast - Wunde nicht auswaschen, überhaupt nicht „behandeln" sondern ein Pflaster (mit Mullkissen) darauf." Nehmen Sie das straffe Traumaplast, weil es die Wundränder zusammenhält, so schließt sich die Wunde rasch und heilt bald.

TraumaPlast

lässt wehe Wunden schnell gesunden!

T12-I

Traumaplast das heilende Wundpflaster

Der KLACHER MART wird springig

Von KARL SPRINGENSCHMID

Zeichnung: Gefr. Herbert Thiele

Der Klacher Mart sitzt auf dem Höllkarspitz zu höchst oben und schaut in die Gegend. Unten auf der Halde grasen seine Ochsen und Kälber. Großmächtig steht die Welt dahinter, Berg über Berg bis in den Himmel. Aber es ist nicht das, was er schaut. Himmel und Berg, die sind immer, aber ein Mensch, der ist was Seltsames in der Gegend.

Über die Karwand steigt einer auf.

Kaum noch ist er als Mensch zu erkennen. Aber wie er über das schmale Grasbandl hinübersetzt und jetzt den Felsen nimmt, gradauf wie ein Gams, wie er über die Halden daherspringt, hochauf den Stecken und verwegen, das muß der Gangl sein, der Scheuchenkar Jungknecht.

Ja, jetzt erkennt er ihn, an seiner grünlodenen Joppen. „Mart", schreit er über den Fels herauf. Eilig hat er's, daß ihm schier die Luft ausbleibt: „Mart!"

Er schnauft und dampft wie ein junges Roß.

„Mart, du mueßt mir's Viech nehmen für an Tag und die Nacht!"

Er wischt mit dem Rockärmel über die schweißnasse Stirn und streicht die Haarzotteln hinaus, die ihm hereinhängen, und stößt heraus mit hastigem Atem: „I mueß ins Dorf, dö Nacht no. Es laßt mir koa Ruah nit!"

Wie im Zorn sagt er das und ruhiger dann: „Das Galtviech ischt entern Scheuchenspitz, in der Kargrasen drein, wo dös böschte Fueter ischt, da brauchst gar nix zu treiben, Mart. Und die Kalbn hab i aufm Zirmriedel, dö ham a gnue Fraß. Bloß der Jungstier ischt im Anger drein, weil er hiez gar so viel springig ischt, der!"

Bei diesem Wort horcht der Mart auf und schaut den Gangl an eine Weil, dann sagt er rauh, ganz von tief innen her: „Bal die schian Nächt sein, wird alles springig!"

Der Gangl nickt ernst und bedachtsam: „So ischt es, Mart!" Wie von einer Krankheit redet er: „Die erschten drei Wochen, wia dös nasse Wetter war und koa Handvoll Stern nit bei der Nacht, da hats mi ganz in Rueh lassen, nix sölles hab i nöt gspürt, gar nix. Aber hiez, wo der Mond allweil no schianer am Himmel steht und die Nacht so fein ischt und die Luft so lind, hiez treibts mi auf, ob i will oder nit. I mueß! Verstehst mi, Mart? Oder bischt du epper schon drüber?"

„Drüber?" fahrt der Mart unwillig auf. „Bua, du junger, du grasgreaner, du! Was verstehst denn du, bal an Mannsmensch in seine besten Jahr ischt!"

„Versteh woll, Mart, aber du hascht halt schun dein Teil ghabt, und gar so rebellisch wird es dir nimmer sein, dein Bluet!"

„Bal es mi hat, hat es mi arg, ärger als einen Jungen", sagt der Mart bedächtig. „Und du, hascht du überhaupt schun oane beim Fenster?"

Da pfeift der Gangl bloß zwischen die Zähn und lacht versteckt: „Beim Fenster no nit, aber siggere, saggere, heunt nacht, bal du mir beim Viech bleibst . . ." — —

Und der Mart bleibt ihm beim Viech. Er steigt am Morgen hinüber ins Scheuchenkar und schaut, wie das Galtvieh in der Kargrasen steht, steigt auf den Zirmriedel und treibt die Kalben auf. Er faßt den Jungstier her, den springigen, und zwingt ihn in den Anger. So geht der Tag über, und es kommt die Nacht. Der Mond steigt hinter dem letzten Berg herauf, und die ganze Welt ist voll an seinem Licht. Im Waldschachen unten gurren die Wildtauben.

Der Mart haut sich nieder auf die Waldstreu. Aber es leidet ihn nit, auf treibt es ihn. Er hört den Jungstier drüben im Anger, wie er seine Hörner in den Zaun haut. Da geht er hinüber und faßt den Jungstier an mit aller Kraft: „Drinnen bleibst, Lackel, du, springnarrischer!" und zwingt ihn an den Hörnern nieder.

Aber der Stier, der springige, macht ihn selber ganz wild in seiner Kraft.

Wie der Mond hinterm Scheuchenspitz verschlieft, wachst ein Mensch aus der Finsternis: „Mart, daß du nit schlafst? Es ischt ja no mitten in der Nacht!"

Da faßt er den andern hart an der Joppen und schnauft:

„Meine Kalben sein im Höllkar . . . und die Ochsen über den Halden . . ."

„Versteh woll", stottert der Gangl, „du moanst, i soll . . ."

„Frag nit!"

„Hat es di?"

„Frag nit!" stößt der Mart herfür.

Da schweigt der Gangl still.

Der Mart wirft den Rucksack über, faßt den Stecken und greift nach dem Weg.

Der Gangl steht da und schüttelt den Kopf: „Und i hab g'moant . . . , du warst schun drüber!"

Er hört den Mart, wie er den Weg, den steinigen, hinuntertappt, eine Weile. Dann aber, es muß was sein, auf einmal ist der Mart wieder da, großmächtig in der Finstern.

Ohne daß er ein Wort sagt, geht er auf den Gangl zu und faßt ihn an der Brust.

Dem Gangl wird bang, wie er den andern vor sich spürt in seiner wilden Kraft.

„Hascht was vergessen, Mart?" fragt er unsicher und tut etliche Schritt hinter sich.

„Ja", sagt der Mart, ohne ihn loszulassen, „kimm!"

Er bringt kein Wort nit mehr heraus, so ist die Kraft aufgewacht in ihm.

„Bal es ihn hat, hat es ihn arg", denkt der Gangl und will sich losreißen.

Aber der Mart hat ihn eisern in seinen Fäusten.

„Büebl, jungs", keucht er, „mueß no mein Kraft versuechen, ehvor i aufs Fenster geh!"

Wie eine Urgewalt bricht der Mart los.

Der Gangl wehrt sich und stemmt die Fäust dagegen, dann wird es ihm schwarz vor den Augen. Aber im Wehren kommt ihm auch der Zorn. Und so ringen sie beide, zwei Berghirten in der weltverlassenen Einschicht, mitten in der finsteren Nacht. Über den Rasen walgen sie hin. Über Latschen und Erlstauden, es spürt keiner mehr etwas als die Kraft, die im andern ist.

Wie lang das ist, kann keiner sagen.

Dann, wie der Gangl schon schier ohne Kraft ist: „Bal du mir derschlagst, Mart", stößt er herfür, „kann i dir nit aufs Viech schaugn . . ."

„Derschlagn nit", sagt der Mart und läßt langsam den andern los, „bloß schaugn, ob no die rechte Kraft ischt in mir!"

Und dann greift er um den Hut wieder und um den Stecken. „Ein richtiges Fenster braucht eine richtige Kraft!" sagt er.

„Woll, die ischt da", reibt sich der Gangl alle Seiten und schaut, ob nix brochen ist oder hin.

„Beim Jungstier kannst weiterraufen, bal du magst", schreit der Mart im Niedersteigen, „der ischt ah springig."

Da geht dem Gangl, dem jungen, erst das Licht auf, was so ein Mannsmensch eigentlich ist in der besten Zeit, und er begreift, mit wieviel Kraft erst der Herrgott selber etwa die Welt und alles, was dazugehört, erschaffen hat.

JHR und WIR

„Unser Heer" schreibt an Euch in eigener Sache

Eine Unterhaltung mit Euch soll jede Ausgabe der Zeitschrift „Unser Heer" sein, eine Unterhaltung zwischen uns, die wir die Zeitschrift gestalten, und Euch, für die sie gemacht wird. Dieses Wechselgespräch war in der ersten Zeit des Erscheinens der Heereszeitschrift sehr einseitig, das heißt, es wurde von uns allein bestritten. Aber schon nach wenigen Wochen wurde es anders. Es kamen von Euch Briefe und Karten, in denen Aufsätze, die wir geschrieben und veröffentlicht hatten, diskutiert wurden. Ihr teiltet uns Eure Gedanken zu diesem oder jenem Thema mit, Ihr gabt uns Anregungen, wolltet eine Antwort haben auf verschiedene Fragen, die Euch draußen bewegen, Ihr habt uns Photos geschickt, unter denen viele gute Schnappschüsse waren, die vor, während oder nach Kampfhandlungen gemacht worden waren, und schicktet uns Kampferlebnisse, frisch von der Leber heruntergeschrieben. Die Freude darüber war groß bei uns in der Schriftleitung, denn damit habt Ihr uns die Erfüllung der Aufgabe sehr erleichtert, die uns gestellt ist, nämlich eine Zeitschrift zu gestalten, die aus dem Fronterlebnis, aus dem soldatischen Denken herauswächst und für den Soldaten, für das Heer, gemacht wird. Eure Mitarbeit, die Ihr oft in so netter Weise an uns herangetragen habt, ist dafür notwendig. So wollen wir es auch in Zukunft halten.

Eure sehr zahlreichen Bitten, Briefe zu vermitteln, haben wir selbstverständlich gern erfüllt. Im einzelnen haben wir das wegen der großen Zahl nicht bestätigen können. Nehmt deshalb diese Zeilen als Zusicherung, daß alle die Frauen, die in unserer Zeitschrift im Bild erschienen und denen Ihr sicher ein paar nette Zeilen geschrieben habt, in den Besitz Eurer Briefe gekommen sind.

Auch Eure Kritik haben wir gern entgegengenommen. Aber nicht immer hat die Schriftleitung geirrt, wenn Ihr glaubt, sie bei einem Fehler gefaßt zu haben. Sie hat auch nicht geirrt in dem einen Fall, über den wir uns kurz unterhalten wollen. In einer der letzten Ausgaben veröffentlichten wir ein Bild des Generalfeldmarschalls von Rundstedt anläßlich seines 50. Militärjubiläums. Verschiedene von Euch glaubten nun, uns einen kleinen Seitenhieb versetzen zu können, indem sie uns mit leichter Ironie fragten, ob wir kein neues Bild von Generalfeldmarschall von Rundstedt gefunden hätten. Auf dem veröffentlichten Bild trage er die Uniform von höchstens einem Oberst. Als Generalfeldmarschall müsse er doch auch die Kragenpatten eines Generals tragen. Ja, er müßte es, wenn er nicht Chef eines Regiments, des Infanterie-Regiments 18, wäre, zu dem der Führer ihn ernannte, als der damalige Generaloberst von Rundstedt kurz nach der Besetzung des Sudetenlandes aus dem Dienst schied. Also ein kleiner Irrtum von Euch, den wir nun aufgeklärt haben.

Ihr wollt noch mehr Jiu-Jitsu-Griffe erläutert haben? Das tun wir selbstverständlich gern. In einer der nächsten Ausgaben findet Ihr weitere Bilder von einzelnen Phasen dieser Sportart, die gerade dem Soldaten im Osten aus mancher heiklen Situation helfen können. Auch die Bilder für Euer Kriegserinnerungsbuch werden in kurzen Zeitabständen weiter erscheinen. Aufnahmen aus den früheren Feldzügen werden wir später noch bringen. Wegen des geringen Umfanges der Zeitschrift ist es jetzt noch nicht möglich. Ihr müßt Euch also noch etwas gedulden.

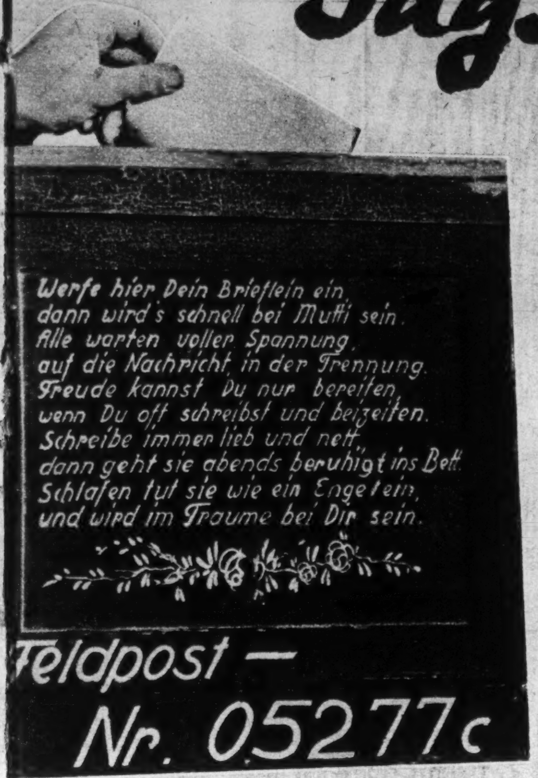
Nun haben aber auch wir eine Bitte. Die Schriftleitung möchte von Euch kurze Erlebnisschilderungen haben, in denen erzählt wird, wie in besonders schwierigen Situationen die Waffentechnik nicht mehr mitkam und nur ein blitzschneller Entschluß, letzte Einsatzbereitschaft und kühnes Wagen die Entscheidung brachten, wo also nicht mehr die Maschine, die Waffe, sondern der Mann entschied. Viele von Euch waren schon einmal in einer solchen Lage, entweder jetzt im Osten oder in früheren Feldzügen. Schildert das und schickt es uns zu.

Zum Schluß heute noch die Antwort auf eine Frage, die uns immer wieder gestellt wird, wer nämlich die Zeitschrift „Unser Heer" gestaltet. Namen spielen dabei keine Rolle, aber eins sollt Ihr wissen, daß die Schriftleitung ausschließlich aus Soldaten besteht, die alle mehrere Feldzüge mitgemacht haben, verschiedene auch den Ostfeldzug, und von denen einige jetzt, nachdem der schwierigste Teil der Aufbauarbeit für die Zeitschrift „Unser Heer" überstanden ist, wieder zur Front zurückkehren und den Kampf gegen die Sowjets unter den gleichen Bedingungen wie Ihr erleben.

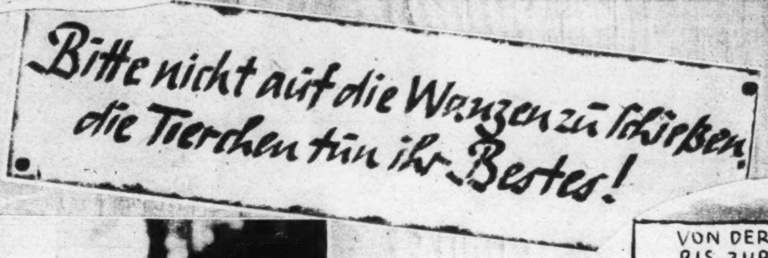
Sag's mit Humor!

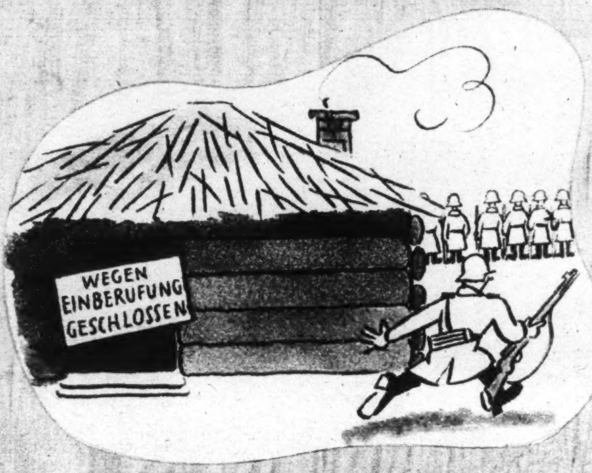
Schilder, die am Weg wir fanden —
Schilder, die noch nicht entstanden

Vor- und angeschlagen von Gefr. WERNER KRUSE



Für unvorhergesehene Zwischenfälle





Der Kantinenwirt muß Dienst mitmachen

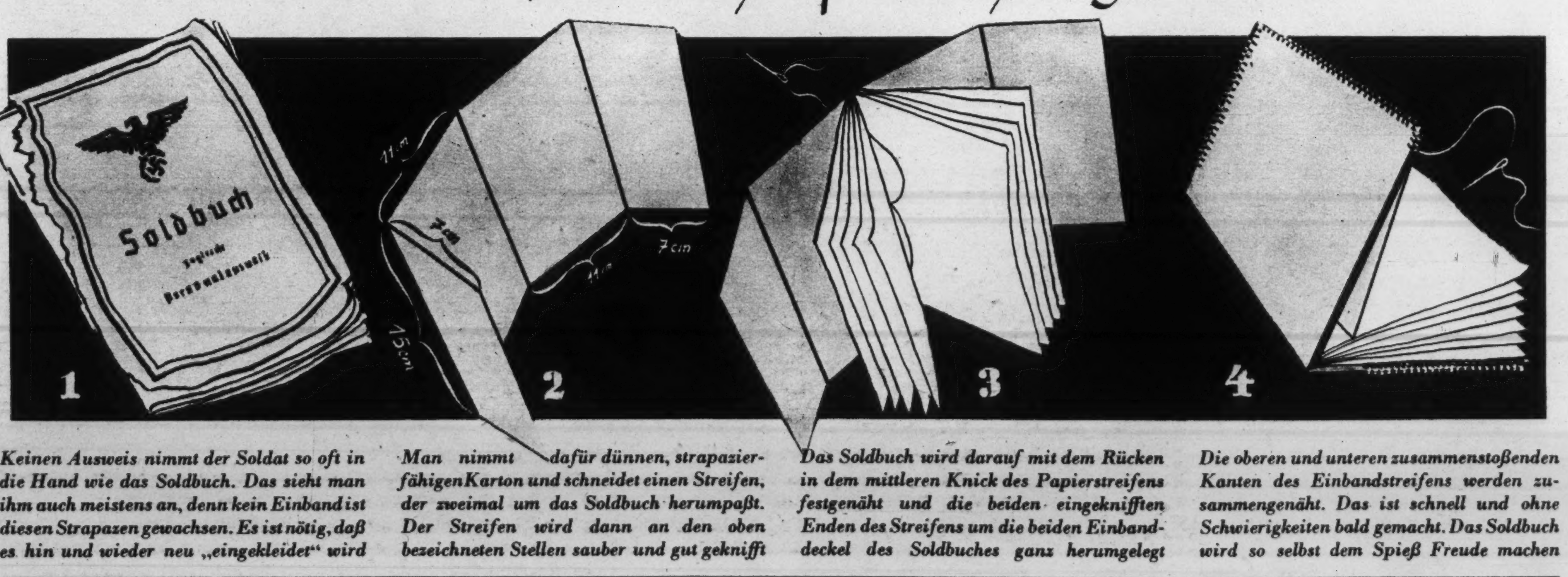
Wandspruch für Heeresverpflegungsämter

Für Gefangenenlager im Osten

Aufnahmen: Gefr. Kruse (3), v. d. Piepen (Sch.), Beissel (WB)

EIN NEUER TIP IST BALD GEFUNDEN: Das Soldbuch – praktisch eingebunden!

Zeichnungen: Gefr. Haase



Keinen Ausweis nimmt der Soldat so oft in die Hand wie das Soldbuch. Das sieht man ihm auch meistens an, denn kein Einband ist diesen Strapazen gewachsen. Es ist nötig, daß es hin und wieder neu „eingekleidet" wird

Man nimmt dafür dünnen, strapazierfähigen Karton und schneidet einen Streifen, der zweimal um das Soldbuch herumpaßt. Der Streifen wird dann an den oben bezeichneten Stellen sauber und gut geknifft

Das Soldbuch wird darauf mit dem Rücken in dem mittleren Knick des Papierstreifens festgenäht und die beiden eingeknifften Enden des Streifens um die beiden Einbanddeckel des Soldbuches ganz herumgelegt

Die oberen und unteren zusammenstoßenden Kanten des Einbandstreifens werden zusammengenäht. Das ist schnell und ohne Schwierigkeiten bald gemacht. Das Soldbuch wird so selbst dem Spieß Freude machen

Verlagsleiter: Maximilian Künzner, Berlin-Zehlendorf, Hauptschriftleiter: Heinz Mentzel, Stellvertreter: Fred-Erich Uetrecht. Verlag „Die Wehrmacht" K.-G., Berlin SW 68, Schützenstr. 18-25, Fernruf 17 47 21. Postscheckkonto Berlin Nr. 382 / Alleinauslieferung, Anzeigenverwaltung und Druck: Berliner Verlagsanstalt GmbH., Berlin SW 68, Schützenstr. 18-25 / Anzeigen-Preisliste Nr. 1 vom 1. 12. 1941 / Verantwortlich für Anzeigen: Dr. Horst Harff (z. Z. im Wehrdienst), i. V.: Hans Putz, Neuenhagen bei Berlin.

VON MORGENS

Sieben

BIS ABENDS

Zehn

ALLTAG EINER JUNGEN SOLDATENFRAU

8.00 Uhr: Der erste Gang — zum Briefkasten!

Post von ihm ist da. Ihr Gesicht strahlt vor Freude und Glück. Für heute steht das Abendprogramm fest: sie wird ihm einen langen Brief schreiben!

8.20 Uhr: „Jetzt muß Mutti arbeiten gehn!"

Die Zwillinge Heinz und Peter sagen der Tante vom NSV-Kindergarten ‚Guten Morgen'. Zwei zärtliche Abschiedsküsse der jungen Mutter und noch einmal Winke-Winke – dann schnell zur Arbeit

8.30—14.00 Uhr: Halbtagsstellung in einer Buchhandlung

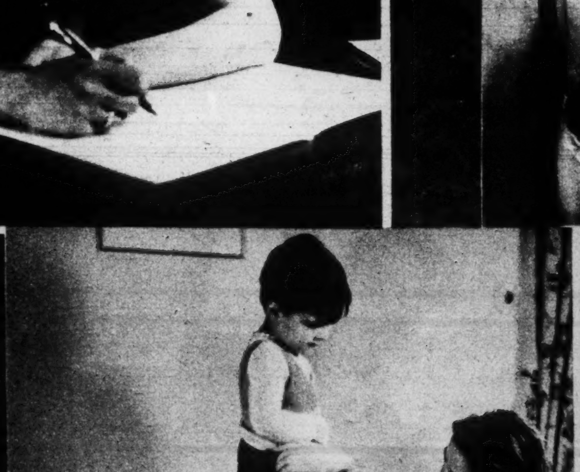
„Ich kann dieses hier empfehlen . . . !" Mit gewinnender Freundlichkeit berät die junge Soldatenfrau die Kunden, die immer wieder gern zu ihr kommen

15.00—16.00 Uhr: Einkaufen!

Den ganzen Nachmittag über sind die drei unzertrennlich: die junge Mutter mit ihren beiden Jungen

16.00—18.00 Uhr: Reinemachen — und Heinz und Peter müssen auch häufig aus dem Weg geräumt werden

Die kleine Wohnung ist ein Schmuckkasten, dafür sorgt ihr Fleiß und Schönheitssinn. Die Zwillinge wollen der Mutti natürlich immer „mithelfen"



18.00 — 20.00 Uhr: Die Schneiderin ist im Haus

Das heißt: die Mutti schneidert dem kleinen Heinz aus Vatis alter Jacke ein neues Höschen. Vor dem Zubettgehn schnell eine Anprobe

20.00—22.00 Uhr: Zwiegespräch mit ihm

Die Jungen schlafen. Die Arbeit ist getan. Ihr stiller Abend bricht an. Und er gehört ihm, indem sie ihm alles genau schreibt, was sie getan hat, was die Jungen machen und wie groß ihre Sehnsucht nach ihm ist. Darin findet ihr Alltag seine letzte Erfüllung

Aufnahmen: Inge Wahl